

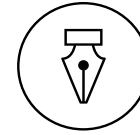
**TEXTE**

*Preis für junge Literatur*

# TEMPO

Die 23 besten Texte  
Herausgegeben von Anna Braendle

**25**



**TEXTE**

*Preis für junge Literatur*

*Tempo*

**DIE 23 BESTEN TEXTE  
2025**

*Herausgegeben von Anna Braendle*

## Die Autorinnen → und Autoren

## Inhaltsverzeichnis

<i>Grußwort</i> MARKUS MEYER	6
<i>Vorwort</i> CHRISTOPH BRAENDLE	8
<i>Gefallene Sterne</i> ARDA AKSOY	11
<i>Schneller atmen, Bürger!</i> JULIA BOHRER	13
<i>M ist gleich M</i> SARA ČOŠABIĆ	15
<i>Pnakotische Apokryphen einer Abgrundreisenden</i> FELIX DENK	18
<i>Eintagsfliegen</i> GERHARD FREISINGER	26
<i>ICH BIN ICH</i> LISA HARTWEGER	30
<i>Ein letzter Kahlkopf</i> MORITZ HEIDOBLE	34
<i>Ein Haufen Kindheit</i> BRUNA KAROLYI	44
<i>Der Tod und wir</i> ANNABELL MATTES	46
<i>Der Schuss, der Freundschaft brachte</i> MIHAJLO MILOVANOVIC	48
<i>Schachspiel</i> ANASTASIA NESTOROVIC	50
<i>Niko, oder Vom Kolonialismus erzählt</i> YULIIA OBUKHIVSKA	52
<i>Chronoton</i> FRANZISKA PAYR	55
<i>Elfzwanzig</i> PHILIP PECORARO	62
<i>Schnürsenkel</i> LILLY POSTMANN	66
<i>Wortneurosen</i> MERLIND RAIBLE	69
<i>Das schönste Gefängnis der Welt</i> ANNA RAUCH	71
<i>Vorbei</i> LEONARD REICHMANN	73
<i>Temporär</i> OSCAR SCHACHERMAYER	78
<i>Sonne über dein Haupt</i> THERESA SCHMEROLD	80
<i>Endenlernen</i> MARIE SEKIRA-PHILIPPE	84
<i>Geige und Stimme</i> AMELIE WAGNER	86
<i>grundlos.</i> LARA WIESER	88
<i>Danksagung</i>	94

### IMPRESSUM

Tempo. Die 23 besten Texte.

Herausgegeben von Anna Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / [www.buerozwo.at](http://www.buerozwo.at)

**Gefördert von der Bezirksvorstehung Alsergrund.**

© 2025 Verein Literarische Bühnen Wien.

## *Grußwort*

*Die Sprache ist die Kleidung der Gedanken.*

SAMUEL JOHNSON\*

Als Präsident des Vereins **Literarische Bühnen Wien** möchte ich Sie herzlich begrüßen.

Der von unserem Verein ausgeschriebene Preis **Texte. Preis für junge Literatur** möchte alle jungen Menschen anregen, die sich für Literatur und Sprache interessieren.

Er möchte sie einladen, die Sprache zu erkunden, und sie ermuntern und ermutigen, dabei nach Lust und Laune aus der Vielfalt an Angeboten in Literatur und Sprache zu wählen.

Christoph Braendle, Gründer und Intendant dieses Preises, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens und seiner Erfahrung hinter der Idee, jungen Menschen einen Zugang zu verschaffen, ihrer Kreativität durch und über die Sprache einen Ausdruck zu verleihen.

Die Sprache ist unsere ureigenste Ausdrucksform. Als Kinder finden wir die ersten Worte und lernen sie zu sprechen. So erhalten wir unseren ersten Zugang zur Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Diese besondere Gabe bedarf jedoch einer stetigen Förderung, sonst verkümmert sie. Uns Erwachsenen kommt nun die Aufgabe zu, den Kindern den Weg frei zu machen für einen reichhaltigen Umgang mit Sprache und mit dem Denken an sich. So sind sie dann in der Lage etwas zu erwerben, das unverzichtbar ist für unser menschliches Sein und unser Zusammenleben: nämlich die Fähigkeit, alles, was gedacht werden kann, zu denken und es Anderen mitteilen zu können. So entsteht Kommunikation.

Wir vom Verein „**Literarische Bühnen Wien**“ haben es uns zur Aufgabe gemacht, allen jungen Menschen eine professionelle Hilfe anzubieten, die durch das Schreiben ihre Fantasie, ihre Kreativität zum Ausdruck bringen möchten. Wir möchten sie dazu anregen, ihre inneren Gedankenwelten völlig frei und so fantasievoll wie möglich sprachlich zu erkunden und durch ihre Geschichten auch Andere an ihren Gedankenwelten teilhaben zu lassen. So entsteht Literatur.

Ich lade Sie herzlich ein in die vielfältigen, berührenden, spannenden und inspirierenden Gedankenwelten der jungen Literatur.

Viel Freude beim Lesen.

**MARKUS MEYER**

PRÄSIDENT VEREIN LITERARISCHE BÜHNEN WIEN

\* 1709–1784, englischer Schriftsteller, Dichter, Kritiker

## **Liebe Autorin, lieber Autor.**

Diese Broschüre ist dir gewidmet. Sie zeigt, dass entgegen allen Klischees die Fähigkeit zu schreiben nicht nur nicht am Aussterben ist, sondern einer neuen Blüte entgegensteht. Heuer erhielten wir 350 Texte aus ganz Österreich und dem umliegenden Ausland von erstaunlicher Qualität. Sie beweisen, dass ein Mitteilungsbedürfnis besteht, für das diese Plattform ideale Voraussetzungen bietet. Die professionelle Plattform **Texte. Preis für junge Literatur** für kreatives Schreiben ist in einer Zeit, da sich Höhere Schulen auf das Üben von Textsorten, von Nutztönen also, zu konzentrieren haben, von zwingender Notwendigkeit.

Auf dem Weg ins Finale musstest du einen Bewerbungstext zum Thema „Tempo“ einreichen. Dabei bist du inzwischen der Versuchung ausgesetzt, deinen Text nicht selbst zu schreiben, sondern KI-generieren zu lassen. Diese Möglichkeit stellt inzwischen eine ernsthafte Bedrohung für eigenständiges kreatives Schaffen dar. Du hast ihr widerstanden und den Wettbewerb als das genutzt, wofür er gedacht ist: deine Fähigkeit, Gedanken, Gefühle, Wahrnehmungen und Erlebnisse in Sprache zu übertragen, zu erproben, zu üben, zu verfeinern und zu perfektionieren.

Aufgrund eines öffentlichen Votings, an dem sich mehrere tausend Personen beteiligten, und der Beurteilung durch unsere Fachjury erreichten 25 Jugendliche das Finale. Mein Dank gilt der Jury. Judith Fischer, Erwin Greiner, Andrej Haring, Eva Holzmann, Vanja König, Julia Jost, Hanno Millesi, Lena Moormann und Jana Podbelsek widmeten sich mit enormem Engagement der Aufgabe, aus den vielen Einreichungen jene 25 herauszufiltern, die sie als finalwürdig betrachteten, und zu entscheiden, wem der Sieg am diesjährigen Wettbewerb zugesprochen wird.

Da wir der Meinung sind, dass zahlreiche Beiträge, welche die Endrunde vielleicht nur knapp verpasst haben, es verdienen, einem Publi-

kum präsentiert zu werden, organisierten wir neben dem Finale zahlreiche Lesungen in verschiedenen Wiener Bezirken und in Neusiedl am See und St. Pölten. Dazu kamen Workshops im Literaturmuseum in Wien mit Franzobel, Florian Gantner, Radek Knapp, Karin Macke und Petra Piuk, und in St. Pölten mit Daniela Emminger. Die meisten Lesungen und Workshops sind von unserem Foto- und Videografen Roman Picha festgehalten worden. Die Aufnahmen stellen wir auf unserer Website **www.texte.wien**, auf Instagram und YouTube und auf anderen Kanälen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei unseren Förderern und Sponsoren bedanken. Besonderer Dank gebührt meiner Frau Anna, die nicht nur die kaufmännische Leitung übernommen hat, sondern darüber hinaus die Broschüren zum Wettbewerb herausgibt und in zahllosen Gesprächen entscheidende Ideen mitentwickelt; Margit Riepl, die von Anfang an meine kongeniale Partnerin in diesem Wettbewerb ist und als organisatorische Leiterin diesen Wettbewerb so erst möglich macht; dem erwähnten Roman Picha für seinen unermüdlichen Einsatz; und Christoph Nemetz und Thomas Wolf, die als Grafiker und Webmaster Gesicht und Funktion des Wettbewerbs bestimmen. Ein besonderes Dankeschön geht an Markus Mayer, der das Amt des Obmanns des Vereins übernommen hat.

Der größte Dank gebührt allerdings dir, liebe Autorin, lieber Autor. Es bedarf des Muts, seine Gedanken ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen und sich damit auch der Kritik auszusetzen. Mit dieser Broschüre möchten wir dich darin bestärken, deine kreativen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und die Freude am Schreiben lustvoll zu pflegen.

### **CHRISTOPH BRAENDLE**

SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT  
TEXTE. PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

# *Gefallene Sterne*

ARDA AKSOY

Wir alle ähneln dem dunklen Himmel; je länger wir ihn anschauen, desto mehr Sterne tauchen auf. Die Sterne als das Böse oder das Gute? Meinen Himmel prägten die bösen Sterne - das Boshafte, das in uns allen tief verankert ist, jedoch bei manchen tiefer als bei anderen. Das Einzige, was uns Menschen, unterscheidet, ist die Kunst des Versteckens der Boshaftigkeit.

Ich lebte ein temporeiches Leben, das vom schnellen und dreckigen Geld finanziert wurde. Am Anfang tat ich es für die bunten Scheine, dann für die unantastbare Macht und letztendlich, um die Welt zu erobern. Ich hatte mich schon damit abgefunden, entweder Gefängnis oder Millionen. Doch das ewige Streben nach mehr zog mich in die Strömung eines Teufelskreises, in dem ich, ohne es zu bemerken, ertrank. Mir kam es so vor, als ob die Sanduhr meines Lebens durch die Risse im Glas unkontrollierbar Körner verlor. Mein Leben verging wie im Zeitraffer, Klamotten von Designern, deren Namen ich nicht aussprechen konnte, Freundlichkeiten von Menschen, die mich verachteten, die Sättigung meiner Gelüste, alles lief perfekt, bis der Traum platzte. Als die Tür aufknallte und die engen Handschellen sich schmerzhaft in mein Fleisch bohrten, überrumpelte mich ein Gefühl der Reue, ein Drang, die Welt anzuzünden und mit ihr zu verbrennen.

Die restliche Zeit meiner Existenz soll ich hier verbringen? An einem Ort, an dem keine Blumen aufblühen, die Vögel nicht zwitschern, die Sterne nicht leuchten und die Tage nicht vergehen. Ist es leicht, immer die gleiche Wand zu sehen und mit Kreide jeden Tag zu zählen? Der kalte Luftzug, der unter der Stahltür durchzieht, die verrosteten Gitter oder das steinharte Bett, alles ist hier verflucht, oder bin ich derjenige, der seine Umgebung mit einem Fluch belegt?

Der Tag, an dem ich einen Fuß auf diesen kalten Beton setzte, änderte alles. Die Zeit verlangsamte sich und die Sühne meiner Sünden fing an.

Die Seelen, die ich mit meinen eigenen Händen vergiftet hatte, rächen sich. In meinen Träumen, in der Dunkelheit des Schattens oder beim Schließen meiner Augen, sie sind überall, die Kinder, die von ihren Vätern geschlagen wurden, die Frauen, die für den Rausch der Drogen ihren Körper verkauften oder die Jugendlichen, deren Augenringe immer dunkler wurden. Sie verfolgen mich vom Mondschein bis zum Sonnenaufgang, rauben mir meinen Verstand oder haben ihn mir schon gestohlen. Ich schreie um Hilfe durch die Gänge, doch bin ich bereit für das Echo?

Vielleicht wird meine Zeit nach den Jahren voller Qual in eine neue Sanduhr gefüllt, in der die Sandkörner nicht nur fließen, um den Fall schnell hinter sich zu haben, sondern einen echten Sinn erfüllen. Die Sterne, die mich verbrannten, als ich nach ihnen griff, könnten sie nicht jene werden, die mir eine angenehme Wärme verleihen und meinen dunklen Himmel mit Gutem erleuchten?

Doch diese Wörter sind Lügen, die ich mir selbst aufgetischt habe, seit Jahren versuche ich sie hinunterzuschlucken und zu verdauen, obwohl sie mir jedes Mal wieder hochkommen. Denn heute, nein, genau jetzt habe ich mich entschieden, meine mit Sand gefüllte Uhr gegen die Wand zu werfen, sie anzuspucken und auf die Reste zu treten. Die Stimmen unter dem Bett, im Schrank und sogar hinter der abgesperrten Tür, flüstern mir, während ich diese Wörter in die Wand kratze, ins Ohr. Die angespitzte Zahnbürste oder doch die zusammengebundene Bettwäsche? Es spielt keine Rolle. Der Teufelskreis wird enden, die Zeit stillstehen und die Stimmen verstummen. Mit meinem Akt der Erlösung ziehe ich den mir am nächsten Stern, die Sonne, zur Rechenschaft, weil sie mich mit ihrem grellen Licht aus meinen schönsten Träumen weckte.

Du, der Wärter, der meine vom Leid befreite Leiche findet, du, der Mann, der meine letzte Spur auf der Erde verwischt, oder du, mein Nachfolger, der demselben Schicksal zum Opfer gefallen ist: Wenn das Wasser steigt, essen die Fische die Ameisen, doch wenn es trocknet,

essen die Ameisen die Fische. Keiner sollte seiner Überlegenheit vertrauen, denn wer wen frisst, liegt in der Hand des Wassers. Merk dir, wenn du immer auf den gleichen Stern schaust, brauchst du keinen Kompass. Such dir einen guten aus ...

## ***Schneller atmen, Bürger!***

JULIA BOHRER

Das Summen der Klimaanlage klingt heute... schneller. Vielleicht hat das System ein Update bekommen. Seit der Rat für Effizienz die Kontrolle übernommen hat läuft ohnehin alles im Hochgeschwindigkeitsmodus. Sogar die Luft.

Ich beginne meinen Arbeitstag, wie es das Protokoll besagt: „Optimieren Sie Ihre Atmung. *Beschleunigen Sie Ihr Denken.*“

Mein Pacer am Handgelenk blinkt mich an. Wie ein Zumbatrainer mit Geltungsdrang. Er misst alles: Puls, Tippgeschwindigkeit, Blinzelfrequenz. Ein zu langsamer Lidschlag gilt als Arbeitsverweigerung.

Ich arbeite im Ministerium für Informationsfluss, in der Abteilung für Textverdichtung. Unsere Mission ist es, jegliches entschleunigte Denken aus den Netzwerken zu entfernen. Wir sortieren Wörter, die zu lange brauchen, aus. Intern nennen wir das „Entschleunigungsterrorismus“, die größte Gefahr aller Zeiten, dicht gefolgt von der Mittagspause. Der Begriff wurde übrigens in Rekordzeit erfunden: 0,8 Sekunden.

Mein Kollege kaut zu langsam, sein Kiefer unterschreitet die vorgeschriebene Bissrate. Kein Wunder, dass zwei Wächter schon auf ihn zustürmen. Letzte Woche wurde jemand abgeführt, weil er beim Niesen eine halbe Sekunde zu spät „Gesundheit!“ gesagt hat. „Verzögerte Reaktionsbereitschaft“ hieß es im offiziellen Tatbestand. Seitdem hat ihn keiner von uns wiedergesehen.

Mein Pacer leuchtet nach wie vor grün. Das heißt, dass ich produktiv, unauffällig und damit systemkompatibel bin. Natürlich bin ich nicht zu schnell, sonst wäre ich ja hektisch. Aber auch nicht zu langsam, denn dann wäre ich faul.

Ein neuer Bericht blinkt auf: „Erhöhung der nationalen Bewegungsfrequenz: +4,2 % – Produktivitätsrekord! Bürger danken dem Rat für wohlverdiente Effizienz.“ Ich lösche die überflüssigen Wörter und Satzzeichen. Sie kosten Zeit. Und Zeit fördert – Gott bewahre – das individuelle Denken.

Manchmal frage ich mich, wie in den 2020ern alles anfing. Vielleicht, als jemand entschied, dass acht Stunden Schlaf “nicht skalierbar” seien. Oder als jemand beschloss, Kaffee ab sofort intravenös zu konsumieren. Die Menschheit wollte mehr Tempo. Jetzt hat sie Burnout als Staatsreligion.

Mein Pacer piept leise. Warnstufe Gelb. Ich habe zu lange nachgedacht, wie gefährlich! Ich tippe schneller, und die Worte ziehen an mir vorbei, während der Sinn liegen bleibt. Wichtig ist nur, dass ich mich an die Normen des Systems halte.

Der Lautsprecher über mir ertönt: „Bleiben Sie im Fluss.“ Lustig, wenn keiner mehr weiß, wohin der Fluss eigentlich führt. Am liebsten würde ich aufhören. Mich wehren. Individuell denken, wie es früher erlaubt war. Meine eigene Karriere aufbauen, die auf mehr basiert als darauf, wie gut ich mich an die Regeln gehalten habe. Wieso müssen wir leiden, nur weil die Menschen von damals sich keine Pausen gönnen wollten? Mein Blick wandert zurück zu dem geöffneten Bericht. Ich balle meine Hände zu Fäusten, möchte darauf einschlagen, bis meine Knöchel bluten und das Display zerspringt.

Ich seufze. Das wäre nur eine Fehlermeldung im System.

## *M ist gleich M*

SARA ČOŠABIĆ

07:42

Marina ist im Badezimmer, putzt sich die Zähne. Ich bin schon wieder zu spät dran, hört sie Markus durch die geschlossene Tür sagen. Marina spuckt die Zahnpasta aus, ich habe keine Zeit zum Essen, kannst du mir das einpacken, ruft er. Sie kommt heraus, in der einen Hand das Haarspray, in der anderen die Haarbürste, sieht den Teller mit der Tomaten-Semmel, die sie für ihn belegt hat. Daneben ihr Teller mit Krümeln und Tomatensaft. Markus ist im Flur, zieht den Mantel an, wo ist meine Mütze, fragt er. Vielleicht im Schrank, sagt Marina, legt das Haarspray und die Haarbürste neben die Teller, nimmt Alufolie und wickelt die Semmel ein. Du kannst doch nicht so in die Arbeit, sagt Markus und sieht auf ihre zerknitterte Bluse, Marina reicht ihm die Semmel, ich wollte eh einen Pulli drüberziehen. Markus sucht nach der Mütze im Garderobenschrank, kannst du das in die Aktentasche legen, zwei Schals, eine Jacke, drei Handschuhe fallen heraus. Marina atmet laut aus, öffnet den Reißverschluss der Aktentasche und legt die eingepackte Tomaten-Semmel zwischen den Laptop und die Papiere. Vielleicht wird der Tomatensaft durchsickern, denkt Marina, presst die Lippen aufeinander, zieht den Reißverschluss zu. Markus schaut auf die Uhr, greift nach der Aktentasche, geht ohne Mütze hinaus. Zwei Schals, eine Jacke, drei Handschuhe bleiben auf dem Boden liegen. Marina hebt sie auf.

08:03

Marina stapft durch den Schneematsch, geht über die Straße, die Zebrastrifen sind glitschig, sie eilt die Treppen hinunter, steigt in die U-Bahn ein. Sie ekelt sich vor der Haltestange, nur im Winter nicht, da trägt sie Handschuhe. Menschen steigen ein, wenige aus, sie riecht ih-

ren Atem, Deo-Spray und Kaugummi, es ist heiß, sie will die Jacke ausziehen, kein Platz. Sie denkt an den freien Sitz im Auto neben Markus und an seinen Mantel, der darauf liegt, Menschen stehen Schulter an Schulter nebeneinander. An der nächsten Haltestelle steigt sie aus, eilt die Treppen hinauf, Schneematsch, Zebrastreifen, Autos hupen. Marina kommt zum Gebäude, die Schiebetüren öffnen sich automatisch, sie reibt die Stiefelsohlen über den Teppich, nimmt den Aufzug, Männer in Anzügen steigen ein, sie als Letzte aus. Ihr Handy vibriert, morgen Süße, schreibt Anna, bist du schon im Büro, Marina drückt die Türklinke hinunter. Sie legt den Rucksack auf den Boden, hängt die Jacke an die Tür, zieht die Handschuhe aus, gerade angekommen, schreibt sie zurück. Magst du heute Abend was trinken gehen, schreibt Anna, weiß nicht, muss noch schauen, ob es sich ausgeht. Mit was denn ausgeht, jetzt hast du noch keine Kinder. Ich melde mich am Abend, tippt Marina, setzt sich an den Schreibtisch, kann nicht aufhören, an das „noch“ in Annas Nachricht zu denken.

12:51

Marina hat genug in den Bildschirm geschaut, ihre Augen schmerzen, das Magenknurren erinnert sie, dass sie vergessen hatte, sich etwas zum Essen einzupacken. Widerwillig wieder Schneematsch. Sie geht in den Supermarkt und findet Instant-Nudeln, stellt sich an der Kasse an. Vor ihr ein älteres Paar mit vollem Einkaufswagen, sie traut sich nicht zu fragen, ob sie vorgehen darf, hält die Instant-Nudel-Packung gegen die Jacke gepresst, das Paar sortiert Lebensmittel auf den Kassenband, Bio-Mandarinen, Dinkelmehl, Bio-Vollmilch, Vollkornpasta, Zuckerstreusel, Kuchenschokolade, eine Kerze in der Form sieben. Als sie alles platziert haben, legt Marina den Warentrenner und die Instant-Nudeln hin. Sie beobachtet, wie die Geburtstagskerze auf der Kuchenschokolade liegt und nach vorne zu der Kassiererin gleitet. Marina denkt an Annas Tochter, sie wird nächstes Jahr sieben. Marina denkt an das „noch“ in Annas Nachricht. Sie denkt an die Selbstverständlichkeit des „noch“ in Annas Nachricht, sieht die Geburtstagskerze auf der Kuchenschokolade, ihr wird übel. Als sie endlich zahlt, regnet es drau-

ßen, sie streift sich die Kapuze über den Kopf, geht zurück die Straße entlang, ein Auto fährt in eine Pfütze und bespritzt ihre Hose. Marina solle öfter lächeln, hört sie Markus sagen, sie schaut hinunter auf die nassen Hosenbeine, lächelt sarkastisch.

17:15

Marina hält sich mit dem Handschuh an der Haltestange, Menschen stehen Schulter an Schulter nebeneinander, sie riecht ihren Atem, Schweiß und was sie gegessen haben. Sie denkt an den freien Sitz im Auto neben Markus, fragt sich, ob er schon zurück von der Arbeit ist. Mit den Öffis zu fahren ist besser für die Umwelt, redet sie sich ein, ihr ist heiß, der Handschuh rutscht an der Haltestange. Sie steigt aus, Menschenmenge, geht die Treppen hinauf, draußen ist bereits Nacht. Sie holt ihre Schlüssel und das Handy aus dem Rucksack, im Winter wird es so früh dunkel, sie klimpert mit den Schlüsseln und lässt den Handybildschirm an. Marina geht über die Straße, passt auf, dass sie nicht ausrutscht auf den Zebrastreifen, Schneematsch, ihre Stiefel quietschen, noch zwei Straßen, denkt Marina und muss einen Handschuh ausziehen, um auf ihrem Handy tippen zu können, damit sich der Bildschirm nicht ausschaltet. Sie biegt um die Ecke, sieht das geparkte Auto, fragt sich, ob Markus gekocht hat, geht auf die Haustür zu, steckt den Schlüssel ins Schlüsselloch, dreht ihn um, nein, er kocht nie, geht hinein, stellt sicher, dass die Tür hinter ihr zu ist. Marina hört sich ausatmen. Sie geht hinauf, Treppensteigen, in der Wohnung läuft der Fernseher, Markus hat die Beine auf den Sofatisch übereinandergelegt.

18:01

Marina ist im Badezimmer, schminkt sich ab. Was gibt's denn zum Essen, hört sie Markus durch die geschlossene Tür sagen. Marina bleibt vor dem Spiegel stehen, sieht sich an. Sie dreht das Wasser auf, hält die Hände darunter, wäscht sich das Gesicht. Mit einem frischen Handtuch fährt sie langsam darüber, massiert sich in kreisenden Bewegungen die Schläfen. Sie geht aus dem Badezimmer, schaltet das Licht aus,

was gibt's denn zum Essen, fragt Markus noch einmal. Was soll es denn geben, wir müssen erst was kochen, ich war doch auch arbeiten, sagt Marina. Du warst vor mir da. He jetzt reg dich doch nicht auf, ich habe nur Hunger, sagt er und schaut auf den Fernseher. Marina hat auch Hunger, geht in die Küche, nimmt die Pfanne und stellt sie auf die Herdplatte, greift nach der Ölflasche, ihr Handy vibriert. Komm lass uns feiern gehen, schreibt Anna, Marina stellt die Ölflasche hin und tippt, ich muss was kochen und morgen wieder früh aufstehen. Marina hält das Handy in der Hand, schaut durch die Küchentür und sieht Markus, wie er immer noch Fernsehen schaut. Sie löscht die Nachricht. Klar warum nicht, schreibt sie, schickt es ab, streift sich die Jacke über. He Markus, koch dir selbst was, die Pfanne ist schon da, ich geh raus. Wo gehst du jetzt hin, hört sie Markus durch die geschlossene Eingangstür sagen.

## ***Pnakotische Apokryphen einer Abgrundreisenden***

FELIX DENK

*„Die älteste und stärkste Emotion der Menschheit ist die Angst, und die älteste und stärkste Art der Angst ist die Angst vor dem Unbekannten.“*

H.P. LOVECRAFT

Lina, hattest du schon einmal die Idee ein Feuer zu erfinden, das statt Licht Dunkelheit anzieht?

Du stehst also vor dieser bescheuerten Treppe mit dem noch bescheuerteren Paternoster, mit seinem fleckigen Holz und dem zerfressenen Draht, an dessen wegstehenden Enden eine rostbraune Flüssigkeit haftet. An Ekel überboten wird die Brühe lediglich von dem undefinierbaren Sekret, welches seinen Ursprung im schwarzen Schimmel-Fleck an der Betondecke über dir findet. In den unebenen Winkeln sammelt

sich die schwarze Tropfensuppe, rottet sich zu spiegelbildlosen, bewegungsstarrten Lacken zusammen, deren Tiefe du auf eine Zahl zwischen zwei Zentimetern und zwei Metern schätzt.

Eine der gotischen Architektur anmutenden Edelstahl-Vergitterung hindert dich daran, die Treppenstufen zu betreten, abgesperrt von einem gusseisernen Vorhängeschloss, wie du es als Maschinensicherung aus der Papierfabrik kennst, in der du eines Sommers Schicht für Schicht dünnen Papierbrei aus einer altmodischen Bütte abseihen musstest. Lediglich die Rostflecken an den stumpfen Kanten waren deutlich weniger gewesen, allgemeines Arbeitsschutzgesetz und so.

Die Wände bestehen – au contraire zu der fleckigen Betondecke - aus hohlem Gips, der unter dem Gewicht eines Leitungsrohres, gefunden in dem moosgrünen Mülleimer neben dem Paternoster, nach nur wenigen Schlägen nach hinten wegkippt. Dunkelheit und eingesperrter Mief schlagen dir entgegen. Du presst dir dein schmutziges weißes Top an die Lippen und fuchtelst mit deinen Fingern gegen Spinnenweben, greifst dabei allerdings ins Leere. Die monochrome Deckenglühbirne flackert hektisch, die Lichtquelle, die den Zwischenraum meidet, wie eine Kreuzspinne die Dunkelheit.

Aufgrund des diffusen Lichteinfalls bemerkst du zu spät die Flut, die sich gegen die marode Holzverkleidung presst, ein tausendfaches Quieken und Scharren verdichtet sich zu einem Getöse und nimmt in Sekundenschlägen immer mehr und mehr Raum ein. Bis du realisierst, dass es sich bei dem Schwall um dutzende Ratten handelt, wirst du bereits unter der Masse zu Boden gedrückt; Restlicht getilgt und dein Körper von vielen kleinen pelzigen Bäuchen und nackten Schwänzen gespickt. Ein Schmerz durchfährt deine müden Gliedmaßen, die ersten Zähne bohren sich durch deine Haut und wollen immer mehr und mehr von deinem schweinchenrosa Fleisch. Es schlängelt, es atmet. Sie kriechen in dein Tiefstes Inneres. Zuerst in den Mund, dann vor in deinen Hals, immer weiter nach unten: Lungen, Leber, Magen, Dünndarm, Dickdarm ...

Lina, vergiss nicht, die Dunkelheit abzuschalten, bevor du schlafen gehst.

Du erwachst auf nassem Asphalt: busscheinwerferbestrahlt und mit dem Körper zur Seite gedreht, liegend und dich nun langsam aufrichtend. Du schmeckst dein eigenes Blut, wie es von der Straßenrinne zurück in deinen Mund fließt. Der Busfahrer fährt im Rückwärtsgang, starrt in die Ferne, als gäbe es dort mehr als die immergleichen grauen Wohnblockbauten deiner Heimatstadt zu erhaschen. Peinlich berührt drückst du dich mit den Händen von der Fahrbahn hoch, verschwindest in einer aufsteigenden Dunstwolke eines Gullydeckels.

„Aber wir Männer haben es doch mindestens genauso schwer“, sagt Mark zu dir mit beschwichtigender Mine. Ihr seid in deinem Studentenwohnheim, es riecht nach Schweiß und Sperma. Du hörst dich „Halt einfach die Fresse“ sagen und schubst ihn weg von dir. Er lässt sich unbeeindruckt in der Bewegung schwerfällig auf die Bettkante plumpsen. „Denkst du etwa, es ist lustig, wenn man als Typ nachts einer Frau begegnet und sie wechselt die Straßenseite wegen dir?“ „Vielleicht solltest du genau darüber einmal nachdenken?“ „Schlägst du ihm wütend vor. „Leck mich, du dumme Fotze“, murmelt er und spuckt dir vor die Füße. Das Licht im Raum geht aus.

Lina, ein Werwolf ist sexuell attraktiver als ein Hund.

Es ist Mitte November, tiefste Nacht und längst kein Hoodie-Wetter mehr. Trotzdem trägst du einen in dunkelgrau, abgewetzt, von der Marke Adidas und schmutzig. Erst schnell gehend, dann immer schneller, läufst du durch die wie ausgestorben wirkenden Straßen, vorbei an blassen Hochhäusern, der römisch-katholischen Kirche, einem Aldi, einem Park. Einst pittoreske Viertel sind auf einmal wie von einem Handyfilter getrübt und menschenleer; als seien sie von Blitzeis überzogen. Du stolperst über etwas Glitschiges, fällst hin, dein Blick weitet sich, dein Schädel dröhnt.

Du sitzt auf einem steinernen Absatz, die Füße über den Dächern von Amsterdam baumelnd. Ihr seid auf Abiturreise: Man steht um zwölf auf, hat um dreizehn Uhr seinen ersten Vollrausch und geht abends bis

fünf Uhr morgens in diverse Clubs feiern. Du wirst nie wieder warm mit einem, höchstens mit Club-Mate. „Darf ich mich zu dir setzen?“, fragt dich Emma. Sie hat einen fertig gedrehten Joint in der rechten und ein Zippo-Feuerzeug in der linken Hand. Du nickst stumm. Wortlos holt Emma aus ihrer Handtasche eine kleine Bepanthen-Tube, drückt einige Tupfen auf deine geschwollene Wange und verreibt sie vorsichtig. „Besser?“, fragt sie leise, als wärst du ein krankes Tier und sie die Pflegerin. Erneutes nicken. Sie steckt sich den Joint in den Mund, gibt sich Feuer, inhaliert einmal kräftig und hustet kräftig von ihrem ersten Zug. Du schmunzelst leicht. Schweigend schaut ihr auf die vielen Kanäle, Grachtenhäuser und Grünanlagen. Ihr lächelt euch, je kleiner der Joint, immer öfter an. Fast habt ihr aufgeraucht, du nimmst gerade den letzten Zug und schließt annähernd genießerisch deine Augen. Du fühlst das leicht pelzige Gefühl in deinem Zahnfleisch, die Leichtigkeit in und unter dir. Leichtigkeit. Kein Sims zu sitzen. Das bemerkst du erst, als du schon fällst. Keine Emma mehr; über dir hängt lediglich eine oneirische Schwärze, als du ertrinkst in blubbernder, schwarzer Flüssigkeit.

Lina, trink weniger Wasser aus dem Styx, dafür mehr nahrhaften Ambrosianektar.

Ruckartig reißt ein dir unbekannter Impuls deinen Nacken gen Himmel und dein Körper richtet sich schlagartig auf. Es liegt erneut der unbeleuchtete Stadtpark vor dir, fast tenebros und in rotes Licht getaucht. Du nimmst die Beine in die Hand. Die krankhafte Stille war von Chaos verdrängt worden: Du spürst den Drang zu rennen, wie in einem Alptraum, in dem dich etwas verfolgt, du aber weder weißt, was und warum. Als du den Stadtkern erreichst, hörst du Trommelschläge hoch über dir. Der bröselige Asphalt scheint mit herumliegenden Autowracks eine Symbiose geschlossen zu haben, an den verfallenen Hochhäusern hangeln sich rapunzelhaft dicke Weinreben entlang, die schwarze Tropfensuppe, allerdings erhärtet, überzieht die meisten Schaufenster und an der Kreuzung neben dem Rathaus hat sich mittig eine Eiche durch den maroden Straßenbelag gekämpft und wacht über

die grotesken Fremdkörper. Du kämpfst erneut mit Kopfschmerzen, Schlagschattenoptik und Schwindel. Diesmal genügt es allerdings, im Laufschrift langsamer zu werden und ohnmächtig auf den Boden zu sinken, um in die nächste Szene zu fallen.

„Frau Mahnveldt, wir müssen dringend über Ihr schulisches Engagement und Verhalten sprechen“, sagt die Direktorin Müller mit ernster Miene, die zuerst dich, dann deine geknickt wirkende Mutter und schließlich einen Zettel in ihrer Hand anvisiert. „Das sind Aufzeichnungen von Ihrem Klassenvorstand, Herr Mörser, nach dem Sie über dreihundert Fehlstunden haben, über hundertfünfzig davon unentschuldig, in Mathematik und Chemie sind Sie zudem versetzungsgefährdet und außerdem könnten wir Sie wegen Sachbeschädigung, Zitat des Römisch-Katholisch-Lehrers: In fünfundzwanzig Jahren Laufbahn habe noch nie jemand mit Permanent-Marker auf seine Kabinett-Türe ‘Hätt‘ Maria abgetrieben, wärt ihr uns erspart geblieben“ geschrieben, anklagen. „Aber Frau Müller“, sagt deine Mutter beschwichtigend. „Seitdem Linas Vater uns verlassen hat, hatte sie keine leichte Jugend. Obendrein hatten wir in diesem Alter doch alle gewisse Probleme...“ „Na, schön“, kam ihr Frau Müller zuvor. Ihre Haare scheinen dir plötzlich unecht zu wirken. „Frau Mahnveldt“, sie blickt durch deine Augen, direkt in deine Seele. „Sie dürfen am Gutenahl-Gymnasium bleiben und wir werden von einer Anzeige vorerst ablassen... allerdings mit einigen Bedingungen.“ Frau Müllers Stimme beginnt Risse zu schlagen, sie wird dunkler und rauer. „Lina muss sich bei allen Beteiligten entschuldigen, sich bereitwillig zeigen, im nächsten Jahr, welches sie wiederholen wird, mehr anzustrengen.“ Frau Müller streckt dir ihre Hand entgegen, du rutschst mit dem Stuhl nach hinten. „Und außerdem hat sie sich konform zu kleiden, die dumme Fotze!“. Es ist Mark, der da vor dir steht, mit blonder Perücke, bekleidet mit Frau Müllers Rock. Er greift dich am Hals. Deine Mutter sitzt wie versteinert auf ihrem Sessel, in einer somnambulen Starre gefangen. „Dumme kleine Fotze“, zischt er, hebt dich über den Schreibtisch hinweg an einem Arm in die Luft. Du bekommst kaum

Luft. „Selbst schuld, wenn man SO rausgeht“. Er lässt dich ruckartig los; du fällst, ertrinkst in tiefer, schwarzer Flüssigkeit.

Lina, du hast doch morgen einen Vokabeltest und weißt noch nicht, was “Mise en abyme” bedeutet.

Du reißt die Augen auf, mitten auf der Kreuzung liegend. Du bist vollkommen nackt. Keine Schuhe, keine Unterwäsche. Nur an deinem Bauch, besser gesagt dort, wo einst dein Nabel war, findest du einen fleischigen Schlauch. Er bewegt sich kriechend und ist fest mit dir verwachsen. Du willst ihn ausreißen, wie Unkraut, doch er ist zu stark für dich, führt von deinem Bauch geradewegs zu der Eiche, die in der Mitte der Kreuzung sitzt. Und wartet. Ein Spalt klafft in der Rinde, den du vorher noch nicht bemerkt hast. Er ist länglich, schmal und das Holz rundherum wirft Wülste, die an eine menschliche Vagina erinnert. Du bist vielleicht dreißig Meter entfernt und die Nabelschnur schleift dich über den Boden. Ein Flackern in deinem Kopf nimmt seinen Anfang.

Du drückst das erste Mal grelle Farben aus deiner Sprühdose, lässt deine krakeligen Initialen auf einer grauen Betonmauer verlaufen. 250 Giftstoffe klopfen das erste Mal gegen deine Lippen und du lässt sie in deine rosaroten Lungenflügel.

Du wirst weiter über die Straße gezerrt. Dein Rücken schmerzt.

Du lässt die Schallplattennadel über das Vinyl der „Goldenen Zitronen“ und „18 Summers“ gleiten und wirst augenblicklich von „Imagine Dragons“ geheilt. Mit gezielten Nadelstichen und Zahnseide ziert dein erster Flicker die Rückseite deiner Jeansjacke. Du kennst Fuchur, den Drachen, dafür keine Influencer; die Nachmittage sind voller gotischer Letter und Druckerschwärze, deren Dunkelheit dir reicht, um Emo zu sein. Eine Nadel in der Pause durch eure Ohrläppchen. Lola meint, es wäre sicher, doch der erste Stich tut höllisch weh.

Du windest dich und beißt in das gallenartige Bindegewebe, doch ohne Erfolg.

Du stehst an einem Samstag unter der Obhut der Oktobersonne auf einem Parkplatz und trinkst Capri Sonne Multi-Vitamin. Abends spucken deine Eltern einander Nieselregen ins Gesicht, gelöffelt aus einem Suppentopf, der niemals ganz heiß wird. Dein Bruder versteckt sich oft im Wäscheschaffel; du nimmst mit in deine Tiefe, was man in dich wirft. Du sprichst viel mit dir selbst.

Du rufst bebend um Hilfe in die Weite der Nacht und erntest ein sardonisches Echo.

Du baust Höhlen aus Couchpölstern, versteckst dich vor dem Zähneputzen hinter dem bordeauxroten Vorhang eurer alten Wohnung, streichelst den Hund deiner Oma und wirfst mit Sand nach einem Maxi im Kindergarten. Die Tage werden immer länger und länger. Du zählst Sekunden und kommst doch immer auf Jahre.

Das letzte Mal schaust du in die Schwärze des Baumes, die im Begriff ist dich zu verschlingen, verschränkst die Arme vor der Brust, schließt die Augen und ...

Du stehst also vor dieser bescheuerten Treppe mit dem noch viel bescheuerteren Paternoster mit seinem fleckigen Holz und dem zerfresenen Draht, an dessen wegstehenden Enden eine rostbraune Flüssigkeit haftet. Diesmal drischst du mit dem Leitungsrohr auf das rostige Schloss ein, doch ein Erfolg bleibt aus. Als du dich zur Gipswand umdrehst, erkennst du ein bröckeliges Loch, aus dem lange Schnurbart Haare ragen. Die ersten Ratten, die aus der Wand auf dich zukommen, kannst du zwar totschiessen, doch auch in der Vorhalle findet dich der Schwarm und überläuft dich quiekend.

Lina, du kämpfst doch bloß wieder gegen Windmühlen.

Lass gut sein, ja?

Als du erwachst, brüllst du den Busfahrer, die einzig lebendige Person in der blassen Stadt an, doch er schaut weiterhin dumm ins Leere, verlässt dich im Rückwärtsgang. Mark schlägst du diesmal mit der Faust, doch sein Waschbrettbauch fühlt sich an, als würdest du gegen harten

Kunststoff schlagen. Er reagiert nicht und das Licht geht exakt zum gleichen Zeitpunkt aus wie beim letzten Mal. In der Stadt wirst du, egal wohin du gehst und was du machst, nach einer Weile ohnmächtig und findest dich anschließend in immer der gleichen Szene wieder. Wieder und wieder. Mit Emma versuchst du Kontakt aufzunehmen, doch sie fragt dich weiterhin nur, ob es dir besser geht und ob es dir etwas ausmacht, wenn sie sich zu dir setzt, als wären ihre Sätze nur vorprogrammiert. Bei Frau Müller und deiner Mutter versuchst du schon gar nicht mehr, eine Veränderung herbeizuführen. Du wirst wieder jünger und von dem Baum verschluckt. Immer wieder und wieder und darauf noch einmal.

Du erlebst das Leben im Leben und findest den verdammten Schlüssel zur Treppe nicht. Ein Ennui infiziert dich schleichend mit jedem Durchlauf wie ein Pilz ein Insekt.

Immer wieder der gleichen Binnenerzählung lauschen, während man seine unendlichen Spiegelbilder betrachtet. Immer wieder und wieder und darauf noch einmal.

Vorhalle – Ratten – Bus – Mark – Emma – Frau Müller – der Baum – die Kindheit – die Wiedergeburt

Vorhalle – Mark – Emma – Frau Müller – Wiedergeburt

Vorhalle – Wiedergeburt

Wiede

# Eintagsfliegen

GERHARD FREISINGER

Wenn die sanften, mit Strahlen bewehrten Fäuste der Sonne am Horizont klopfen und einen blassen Vorgeschmack der Wärme in Hülle und Fülle, die sie am Ende des Tages gespendet haben werden, schicken, ist es auch Zeit für Janus, den Gott der Entscheidungen, der Türen und der Masken, vor den weit ausgestreckten, sich in Falten und Hügeln meiner Decken ergebenden Ländereien meines Bettes zu erscheinen. Erstes Licht dringt schwach an meine Augen, letzte Eindrücke eines Traums verblassen in den hinteren Ecken meines Kopfes und behagliche Wärme verbreitet sich in meinen Gliedern. Geängstigt ob des Bewusstseins einer Wahrheit, die unweigerlich vor meinem Bette steht, geängstigt von einer Entscheidung, die ich jeden Morgen treffen muss, schlagen meine Augen auf.

„Steh auf! Verrichte deinen Teil am Kreisel des Erschaffens und Zerstörens, zolle den Tribut an Lehnsherrn Zeit, trage bei am Werke eures Menschevolks!“

„Bleib liegen!“

Zuckersüß, zwei Worte, einfach und kompakt. Und wie ein Chor von Angetrunkenen ein Sturm an Pech und Schwefel stinkendem Getöse, das mir ganz und gar sehr unbehaglich scheint! Liegen bleiben! Seit dem Tag, dass ich die Sonne erstmals durch mein Lid einbrechen sah, will ich nur das und nichts davor.

Was ist da? Im tiefen Unterholz verborgen höre ich Stimmen, seh' ich Augen! Sind es Feinde? Sind es Fremde? Ist es vielleicht der Traum, den ich hielt für abgestürzt vom Rande steiler Klippen meines Hirns? Hört doch, was sie flüstern, welch frohe Botschaft sie zu künden kommen!

Freunde treff' ich heute! Oh Glück, oh Segen jauchzt mein Herz, pumpt Blut in einem Schwall, der eine Explosion meiner Arterien nicht auszu-schließen lässt, bringt diese Kunde weltverändernden Aspekts in den

letzten Winkel meines Zehs. Achilles, Herakles; die ganze Schar hätt' wohl vor Neid geschielt, wären sie dabei gewesen, wie ich nun aus meinem Bett sprang und eilends mich in Schale warf. Helena hätt' man gar für Schnee zu halten möglich es gehabt, so blass, zu krank wär' sie geworden, wenn sie nur auf meine roten Backen ihren Blick gelegt. Ich will nicht prahlen, meine Damen und auch Herren, doch der Spiegel ist errötet, als ich meine Worte an ihn richt', begierig zu erfahren, wer denn am schönsten sei!

Oh Jugend! Bist du nicht die beste Zeit des Lebens? Alles scheint so nebensächlich, als wär' es gar nicht von Belang, so wie es alle Alten und Vernünft'gen sagen, dass es wäre, alles ist so bunt, so süß, so himmelhochgejauchzt spontan. Wir sind Kinder! Wir sind frei! Legen Harnisch, Schild und Lanze an, schwingen uns am Pferd hinauf und prallen aufeinander, dass Gott im Himmel lachen muss! Wir wandeln abseits der Wege, unter Bäumen aus Glas, mit Äpfeln aus Holz und Vögeln von Zucker, frönen ihren Liedern im delirischen Rausch fantasievollen Traums. In unseren Herzen liegt ein Schatz, den viele vermissen, ein Schatz der Schlüssel zum Frieden auf Erden ist, ein Schatz, der uns schützt vor dem kalten Kalkül der grausamen Welt. Wir sind so frei, so jung, so mächtig!

Lachen bricht banales Ruhig-Sein, ein Handschlag hallt durch Raum und Zeit. Einsteins Worte werden wahr: „Ein Freund ist ein Mensch, der die Melodie deines Herzens kennt und sie dir vorspielt, wenn du sie vergessen hast, wir pfeifen, fiedeln, trommeln, klimpern, jeder diese Melodie, die nicht so wirkt, doch eine ist. Das Lied ertönt, das Lied verhallt, ertönt erneut, es bleibt im Ohr. Es treibt den Stress, die Sorgen und den Frust geradewegs zur Tür heraus und in den Tag. Nur noch wir, eine Familie; eine Freundschaft, die ein Leben hält.

Langer Weg. Lachend taumeln. Taumelnd lachen. Witze reißen. Traurig werden. Kreuzung queren. Wieder lachen. Steine schmeißen. Wellen schlagen. Fische haschen. Vögel jagen. Blumen pflücken. Mädchen suchen. Süße Blicke. Nichts geworden. Nordwärts weiter. Straß' hinab.

Schöne Häuser. Kleine Hütten. Braune Pferde. Nerv'ge Mücken. Gott verraten. Kreuz verbrannt. Sonne scheinend. Hoch erhoben. Beten gehen. Gott gehuldigt. Flaggen reißen. Wand beschmieren. Fenster splintern. Start verflucht. Alt ergraut. Lahmen Schrittes. Zu Hilfe! Schnell gelaufen. Brav gestützt. sichere Straße. Braune Blätter. Autos brausen. Winde wehen. Böser Mut. Am Horizont. Wild gewaltig. Kommt gezogen. Donner grollen. Götter kreischen. Blitze zucken. Furien lachen. Regen fällt. Sanften Mutes. Nasses Haar. Nass're Kleidung. Wirtshaus lacht. Beisammenstehen. Trockne Räume. Endlich da.

Hannibals Trompetentiere, Göttervaters Donnerkeil und ragnaröksche Feuersbrünste schlagen wild mit Hämmern auf mein Trommelfell herein, das warme Licht des Ofens hebt mein Stimmungsbild, das Essen riecht nach vollen Bäuchen und nach langen Nächten. Ein Schankraum, wie er so im Bucho steht, ein Abend, wie in jeder manchmal sich erträumt.

Ich taumle freudentrunk an den Armen meiner Freunde, lache schallend, trinke, rede, schweige still. Sinkend ein im Strudel der Gemeinschaft verblasen draußen Welt und Krieg, vergessen sind die Gestern, vergessen sind Morgen, und auch hier ist nicht mehr hier und auch nicht jetzt.

Amors Pfeil schlug hart und federnd ein, ob er im Ernst oder im Jux geschossen ward, das ist mir rätselhaft, doch schoss das Gift voll heißer Wut in meine Adern. Muskeln, Nerven, alles, was zu lähmen ist, hat es durchdrungen und erstarrt. Und als ich glaubt' ich müsste sterben, so gelähmt, da hast du mich nur angelächelt.

Verliebt!

Mir schien, als stürzt' ich ab aus allen sieben Himmeln, als hätten Engeln mich gepackt und hoben mich hinan an Gottes Pforten. Ich sah in deine Augen und ich sah in deine Augen und ich sah nichts mehr außer dir, was hätte da noch besser sein gekonnt, hab' ich mich wohl gefragt, bis du mir diesen Kuss gabst.

Verliebt!

Die Blätter rauschen ungezähmt, die letzten Regentropfen fallen, die Welt ist frisch und klar und neu und nass. Sie ist der einzige Kumpan, der mir im Schmerz beiseite steht, der meine Trauer anerkennt. Der Wind fegt über Land und Mensch und trocknet meine Tränen, er flüstert mir von Trost und Neubeginn. Denk nicht mehr drüber nach!

Doch was soll ich sonst noch denken, wenn sie das einzige Wahre war, wofür mein Leben sich gelohnt hat? Wohin soll denn mein Blick jetzt wandern, wenn alles hässlich, alles aufgebraucht und im Schatten ihrer Schönheit ist? Kann mich irgendetwas überhaupt noch freuen? Kann irgendetwas noch erquicklich sein?

Die Tür geht auf, das Bett, das ruft und mit der Sonne sinkt mein Unmut, die Trauer um ihr Mit-mir-sein verblasst im Abendrot. Die Gicht fährt in die Glieder, die Konsequenz des vielen Spaßes, gebeugt und müde ist mein Anblick. Ich seufze; wozu soll man denn noch weinen, wenn der Schlaf nach einem langt und mit seinen weichen Fingern an den Augenlidern zupft? Lass sein, was ist und war und wird und leg dich nieder, es hat ja doch gar keinen Zweck. Morgen kommt ein neuer Tag, so ist zu hoffen, morgen wachst du wieder auf. Der Mond thront jetzt am Firmament, die Sternlein scharen sich an seinem Hofe; Sie singen dir ein Lied vom Leben oben dort am Himmel. Sieh noch einmal auf den Strom des Lebens, das du führtest, sieh noch einmal was für Wundertaten deiner Hand und deinem Geist entsprangen, ob es nun sinnvoll war oder Klabauk, es ist getan.

Die Wände rücken näher, die Decke kommt herab, die Dunkelheit erfüllt den Raum und draußen heult der Wolf. Hier drinnen ist es schweigsam, ist es stumm.

Stille.            Ich liebe dieses Wort.            Tod

Das war ein Leben, viel zu kurz und viel zu schnell.

# **ICH BIN ICH**

LISA HARTWEGER

Ich bin 14 Jahre alt.

Ich bin 14, groß, braunhaarig, grünäugig.

Ich bin 14, ehrgeizig, empathisch, zielstrebig.

Ich bin 14, Schülerin, Sportlerin, Bekannte, Verwandte, Tochter, Schwester, Freundin, beste Freundin.

Ich bin ich und für jeden woanders, was anderes, wer anderer.

Ich bin ich und zu schnell. Zu schnell beim Gehen, zu schnell in Gedanken, zu schnell beim Arbeiten, zu schnell beim Aufgeben.

Ich bin ich und zu langsam. Zu langsam im emotionalen Verstand, zu langsam beim Sprinten, zu langsam im Erwachsenwerden.

Ich bin ich und zu viel. Zu viel bei Gefühlen, zu viel auf Dauer, zu viel, wenn ich weine, zu viel am Überreagieren.

Ich bin ich und zu wenig. Zu wenig als Freundin, zu wenig am Spielfeld, zu wenig für alle da.

Ich bin ich und hübsch. Hübsch, wenn ich mich schminke, hübsch, wenn wir befreundet sind, hübsch, wenn man sich meine Augen anschaut.

Ich bin ich und nicht hübsch. Nicht hübsch, wenn ich ungewaschene Haare habe, nicht hübsch, wenn ich dir auf die Nerven gehe, nicht hübsch, wenn der Winkel am Foto nicht perfekt passt.

Ich bin ich und ich renne. Ich renne durch Gedanken, Gefühle, Momente, Erinnerungen.

Ich renne, weil ich nicht stehen bleiben will.

Ich bin ich und bleibe trotzdem stehen. Ich bleibe stehen, wenn ich stolpere, wenn alles zu viel wird, wenn die Zeit weit genug weg ist.

Ich bin ich und zähle Sekunden, obwohl Tage reichen würden. Ich bin ich und verliere Tage, weil doch die Sekunden zählen.

Ich bin ich zwischen Stehenbleiben und Rennen. Zwischen Atemnot und Atemholen. Zwischen Vollgas und Ausruhen. Zwischen „Los!“ und „Stopp!“.

Ich bin ich und laufe nicht mehr davon. Ich laufe in meinem Tempo.

Ich bin ich und vielleicht war das Tempo nie das Problem, sondern nur, dass ich vergessen habe, dass ich atmen darf.

Ich bin ich, und ich bestimme das Tempo.

Ich bestimme MEIN Tempo.

Mein Tempo ist mein

Und nicht mehr dein

Du hast mich eingenommen

Und ich konnte nicht entkommen

Du hast mich aus dem Takt gebracht

Aus mir eine kaputte Maschine gemacht

Trotzdem mit mir gelacht

Aber nie daran gedacht

Nie daran gedacht, dass es mein Leben ist

Und mich auffrisst

Wenn du mein Tempo auseinanderbringst

Und mir jede Sekunde in meinem Ohr klingts

Ich bin ich und bestimme endlich mein Tempo.

Ich bin ich und trotzdem reden sie:

Ich bin 14 und weiß noch nichts vom „echten Leben“.

Ich bin 14 und kann noch nicht „wahr lieben“.

Ich bin 14 und hab „ja noch so viel Zeit“.

Ich bin 14 und „werde das später schon verstehen“.

Ich bin 14 und „nehme alles zu ernst“.

Ich bin 14 und „mach mir zu viele Gedanken“.

Ich bin 14 und zu alt für Kuschtiere, zu alt für Halloween,  
zu alt für Kinderserien.  
Ich bin 14 und zu jung zum Verstehen, zu jung zum Lieben,  
zu jung für das wahre Leben.  
Und trotzdem: Ich bin ich.  
Ich bin ich und bleibe im Tempo meines Lebens.  
Ich bin ich und bleibe im Tempo, das für mich passt, und nicht in dem  
Tempo, welches für mein Alter „vorgegeben“ ist.  
Ich bin ich, 14 und schlafe mit meinem Kuschtier.  
Ich bin ich, 14 und verkleide mich zu Halloween.  
Ich bin ich, 14 und schaue gerne meine Lieblings-Kinderserien.  
Ich bin ich, 14 und verstehe.  
Ich bin ich, 14 und liebe.  
Ich bin ich, 14 und stehe schon seit bald 15 Jahren im „wahren Leben“.  
Ich bin ich und das gesellschaftliche Tempo kann mir  
schon lange nichts mehr.  
Ich bin ich und manchmal renne ich noch immer  
und denke ich muss sein, ein Gewinner  
Ich renne, weil Stehenbleiben tut weh,  
aber ich seh‘  
Ich muss stehen bleiben,  
Weil meine Gedanken sonst zu weit wegtreiben  
Ich bleibe stehen, wenn meine Beine zittern, mein Herz zu laut schlägt  
Und jeder Luftzug nur noch aus Keuchen besteht  
Als wollt mir mein Herz sagen, ich muss es lassen  
Und mich nicht mehr anpassen  
Ich bin ich und merke, dass das Tempo mich kaputt machen kann.

Wenn ich nicht selbst bestimme  
Und höre auf die Stimme  
Dann wird man sehen, wie ich zerrinne  
Und keinen Gipfel mehr erklimme  
Ich bin ich und zähle Schritte, Sekunden, Atemzüge.  
Ich bin ich und erinnere mich wieder ans Atmen.  
Ich bin ich und vielleicht laufe ich langsamer als ihr.  
Vielleicht bleibe ich öfter stehen, vielleicht brauche ich  
öfter Luft, vielleicht brauch ich öfter eine Pause.  
Vielleicht erlaube ich es mir öfter zu atmen.  
Aber zumindest atme ich, wenn ICH es brauche, zumindest  
atme ich in meinem Tempo, zumindest atme ich überhaupt.  
Und jedes Mal, wenn ich atme,  
finde ich mein Tempo wieder.  
Und das reicht.  
Mein Tempo reicht, und ich bestimme MEIN Tempo.

# *Ein letzter Kahlkopf*

MORITZ HEIDOBLER

*Und mit ihrem roten Tuch schob sie das Kind in Kreisen,  
die keine Kreise waren, sondern Bögen.*

I

Ein Bett aus Moos.

Ich trage den schweren Pardessus. Die walnussbraunen Oxfords.  
Den Deckenschal aus Kaschmir.

Auf meinem Bauch, unbeschädigt und glänzend:

Clara, Die Bassklarinette. Ohne Mund, wie immer.

Oben tanzen rostbraune Baumkronen.

Die Blätter winken.

Ich stehe. Im Dickicht weicht eine Gestalt meinem Blick aus.

*Er ist also schon hier.*

Alles dreht sich.

Der wasserbleiche Nebel bringt das rote Tuch.

Trägt es in mein Inneres.

Und erbricht es wieder.

Der Kahlkopf halt.

Lu, reg dich nicht immerzu auf.

Vergangenheit ist Vergangenheit, vorbei.

Ich verstehe schon.

Es ist ohnehin der Letzte.

Also, ihn suchen.

Am Waldweg drei Füchse.

Dunkelblaue Uniformen, ein gelbes W auf der Brust, Kalashnikows.

Man grüßt sich.

Ladislaus spricht von Erstaufgaben des Zauberbergs.

Nein, danke. Herrn Mann finde ich eingebildet.

Er flucht.

Sie gehen.

Zifuk wandert durch meinen Kopf. Mein Kindheitsfreund  
und Therapeut.

Er wurde gestern unnötig ernst.

Empfahl mir, weniger Füchse zu sehen.

Sie wären für meinen Zustand sehr gefährlich, meinte er.

Genau wie das viele Denken.

Ja, ich denke wirklich zu viel.

Zumindest hier, in diesem großen Garten, wo die Füchse,  
die ja schon immer die Jäger waren, alles schießen, was sich regt.

Sogar die Blätter, die ruhig durch die Luft segeln, werden  
durchlöchert und dürfen keine Ruhe am Waldboden finden.

Also, weiter, ihn suchen.

Da, ein paar Fraktionsfüchse.

*Habt ihr Claras Mund gesehen?*

Bei den Rotkappen vielleicht?

Oder den Hagebutten?

Schüsse. Drei Stück.

*Verpiss dich, es ist Krieg verdammt!*

Ach ja, der Krieg.

Die Fraktionsfüchse litten am stärksten, sagt man.

Damals, im dritten Dreiländerkrieg.

Und jetzt wollen ihre Jungen Vergeltung.

Ich gehe.

Vielleicht sollte ich Zifuk ernster nehmen.

Vielleicht sogar Lu.

Nein.  
Es ist ohnehin der letzte.  
Ich halte an.  
Ein Fußabdruck.  
Einfach gespaltene Hufe.  
Groß und tief im Moos versunken, aber eindeutig erkennbar.  
*Es ist zu früh.*  
Ein eiskalter Windhauch streift meinen Hinterkopf.  
Darin hallt das teuflische Lachen nach.  
Ich zucke zusammen.  
Hinter mir stürmen die Jäger aus den Gräben.  
Werfen Granaten, schreien laut auf.  
Seltsam, ich höre nichts.  
Doch, eine Stimme.  
Nicht im Wind, nicht im Gefecht, sondern hinter mir.  
Etwas Vertrautes.  
Vertrauter als mein Herzschlag sogar.  
Ich drehe mich um.  
*Hallo Victor*  
Da, im Moos, dein Rücken.  
Und da, der eine Fuchs, nicht der andere.  
Er passt zu dir.  
Wache Augen, scheues Gemüt.  
Die Fähigkeit, nur im kahlköpfigen Wald zu existieren.  
Auf meinem rechten Fuß krabbelt ein Borkenkäfer.  
*Hallo du*  
Wo ist der Oxford hin?  
*Egal.*

Clara, ich möchte wieder Mangogelb tragen.  
Wieder ein Feuerfisch sein.  
Wieder nach Hause schwimmen, nach Peru.  
*Wo bist du jetzt zuhause?*  
Sie flüstert etwas.  
Aber da fällt schon Regen.  
Bäume rosten in Sekunden.  
Und Moos verzieht sich in die Erde.  
Was bleibt, ist grau und fahl.  
Der Fuchs verschwindet in den Bau.  
Und deine Gestalt verblasst, wie jedes Mal.  
Ich bin gelähmt.  
Aber wieso der Lähmung nachgeben?  
Es ist doch ohnehin der letzte.  
Die Angst schwindet.  
Der Mut wächst.  
Bewegung ist nicht mehr unmöglich. Ich eile hin.  
Du hast einen Abdruck hinterlassen  
Er riecht nach Mango. Nach Heimat.  
Oh, meine Beine werden müd.  
Der Kahlkopf halt.  
Schon dreht sich alles.  
Schon falle ich und liege.  
Die Heimat wird vom Augendunkel verschluckt.  
*Clara, wohin gehen die Füchse, gemeinsam mit den Kreisen,  
die keine Kreise sind, sondern Bögen, wenn es dunkel wird?  
Dorthin, wo es hell ist.*

## II

Ein Bett aus Moos.

Ich trage den durchnässten, schweren Pardessus.

Einen walnussbraunen Oxford. Den Deckenschal aus Kaschmir.

Auf meinem Bauch, unbeschädigt und glänzend:

Clara, Die Bassklarinetten. Ohne Mund, auch jetzt.

Oben tanzen rostbraune Baumkronen.

Die Blätter winken.

Ich stehe. In der Ferne blitzen zwei Hörner auf.

*Jetzt ist es aus.*

Jetzt, wo doch Licht in den Nebel fällt.

Ich springe auf. Renne los.

Dorthin, wo es hell ist.

Der Faun verfolgt mich.

Ich schlage Haken, weiche gefallenen Füchsen aus und überquere

Bäche, doch er kommt näher, immer immer näher, bis mir sein  
Keuchen im Nacken hängt und sein Speichel um die Ohren fliegt.

Dann ein dumpfer Schlag ohne Schläger.

*Victor, bleib stehen*

*Aber, Clara!?*

*flüchte nicht, denn die Bögen haben kein Ziel, sondern eine Mitte*

Ich bleibe abrupt stehen. Er ebenfalls.

Ich drehe mich um.

Rotglühende Augen.

Spitze Ohren.

Knabenhafter Oberkörper.

Geissbockartige Füße, an denen Blut klebt.

*Jetzt verstehe ich*

Und flüchte nicht mehr.

Ich wende mich ab.

Gehe auf eine Lichtung zu.

In deren Mitte steht ein einziger Baumstumpf.

*Clara, jetzt gebe ich dir deine Stimme zurück.*

Die Erde ist feucht.

Deine Stimmbänder, das Rohrblatt.

Es ruht im Mundstück. Wartet. Umschlungen von Moos.

Ich löse und befestige es.

Lange horche ich nach dem Pochen.

Bumm. Bumm.

Erst dann blicke ich auf.

Hunderte gefallene Füchse sind auferstanden.

Umringen mich. Lachen.

Fallen sich in die Arme.

Ach ja, auch die Krieger sind nur kleine Füchse.

Und auch ihre Herzen strecken sich nach dem Licht.

Nicht dem Schatten.

*Man möchte dich hören, Clara.*

Sicherheit fließt durch den Tragegurt in meine Zellen.

Eine warm quellende Freude macht sich breit.

Alle Stimmen, sogar die von Lu und Zifuk, die ja doch nur meine eigenen sind, verstummen.

Bis auf deine.

Du nimmst mich an der Hand.

Das erste Mal seit fünfzehn Jahren.

Spinnst dünne Fäden um meine Finger.

Führst sie zu den Klappen deines Körpers.

Spielst zaghaft die ersten Töne.

Findest den Atem wieder, wärmst die verkühlten Griffe.  
Und geleitest mich gemächlich über die Lichtung.  
Mit jedem weiteren sanften Ton löst sich alles um uns auf.  
Die Bäume verschwimmen. Werden breiter. Mutieren zu Häusern.  
Mit Fenstern und Vorhängen. Wo scheue Fuchsgesichter spähen.  
Alle lauschen sie der Musik, die eigentlich keine Musik ist.  
Sondern eine Wiederauferstehung.  
Eine Verschmelzung.  
Ein Weg aus dem Feuer der Vergangenheit.  
Ich schließe die Augen.  
Ich öffne sie wieder.  
Da ist die Bassklarinetten verschwunden.  
Und du liegst in meinen Armen. Schaust mich an.  
Mit den warmen Augen, die alles haben was fehlt in diesen Tagen,  
die so ermattend kalt sind wie Metall bei Minusgraden,  
So, als wäre alles beim Alten.  
Ja, es ist alles beim Alten.  
Wir sind wieder Feuerfische.  
In langen, flüssigen Kreisen, die doch eigentlich Bögen sind,  
gleiten wir über die Lichtung.  
Ich weine.  
Du weinst.  
Wir reinigen uns.  
Reinigen uns von den Bildern.  
Das rote Tuch.  
Unser kleiner Caspar, schreiend.  
Der heiße Lauf des Revolvers an meinem Hinterkopf.  
Ihr Befehl, nach unten zu sehen, wo du deine Bögen zogst  
und unbeirrt die Verse sprachst:

*„Du Nachbar Gott, wenn ich dich manches Mal  
in langer Nacht mit hartem Klopfen störe ...“*,  
bis sie kamen und dich holten.  
Wir reinigen uns.  
Langsam hören die Bilder auf zu schmerzen.  
Sie hören auf, körperlich zu sein.  
Der wasserbleiche Nebel fließt mit den Tränen hinaus.  
Und etwas Neues betritt mein Herz. Etwas Spürbares.  
Deine Nackenhaare, die sich bei leichter Berührung aufstellen.  
Berührung.  
Mit jeder Berührung schaffen wir Töne.  
Sie reihen sich wie junge Blätter an einen Zweig,  
der sich in ihnen erkennt.  
Wiedererkennen.  
Mit jedem Teil von dir, den ich wiedererkenne,  
Spiele ich mich aus dem Blut und den Trümmern,  
Aus den Tränen und den Träumen der dunklen Nacht,  
Aus der Einsamkeit der Überlebenden  
Und der Vergessenheit der Toten,  
Spiele mich frei von jedem Groll und jedem Glauben,  
Jeder Hoffnung und jeder Sorge,  
Spiele mich völlig in den Moment,  
In die Präsenz zweier Seelen hinein,  
Die alles gibt und nichts will,  
Die nichts zerstört und nichts erzeugt,  
Die allem anderen die Bedeutung,  
Und der Zeit die Macht über die Menschen nimmt.  
Zeit.

Ich berühre deine Lippen.  
Und halte die Zeit fest.  
Und da, in dieser Zeitlosigkeit geschieht es.  
Aus der Knospe am Ende des Zweigs beginnt etwas Helles,  
etwas aller Grausamkeit Entgegengesetztes zu erwachsen.  
Etwas Fremdgewordenes.  
Etwas, das durch die angespannten Glieder der Zuhörer geht  
und im Herzen nicht aufhört, sondern erst anfängt zu sein.  
Etwas, das man Frieden nennen könnte.  
Friede.  
Die Traube öffnet sich.  
Dort steht der grausame Faun, dem nun alles Grausame fehlt.  
Er weint, streckt seine lange Hand aus,  
Und berührt Clara.  
*Jetzt kann ich ruhen*, läuft es wasserbleich aus ihren Mündern heraus.  
Überall ist wieder Nebel.  
Mir ist wieder übel.  
Mein Sichtfeld klafft auf.  
Aus dem Riss dringt Dunkelheit.  
Und verschluckt mich.

### III

Ein Bett aus Federn.  
Ich trage den schweren Pardessus. Die walnussbraunen Oxfords.  
Den Deckenschal aus Kaschmir.  
Auf meinem Bauch, unbeschädigt und glänzend:  
Clara, die Bassklarinette. Einen Mund braucht sie nicht mehr.  
Oben baumelt die schwache Glühbirne.  
Niemand winkt.  
Ich stehe nicht mehr auf. In der Ferne höre ich Schüsse.  
Und in mir den Faun, der sich auflöst.  
Mit dem Wald.  
Und dem Feuer der Vergangenheit.

# Ein Haufen Kindheit

BRUNA KAROLYI

Unkrautfreier Rasen, weiße, steifhalsige Dornrosen, symmetrisch angeordnet und die Eingangstür frisch lackiert in der Lieblingsfarbe meiner Mutter. Kühlgrau zog sich durch das ganze Haus. Vom Wohnzimmer die Flurwand entlang in die Küche und über die Marmortreppen kroch es bis hinauf in mein Kinderzimmer. Sie führte mich ins Haus. Die silbergerahmten Kinderfotos, nach Alter gereiht und sorgfältig abgestaubt, schmückten den Flur. Ihre makellose, blondgefärbte Föhnfrisur wippte im Takt des Klackens ihrer Stöckelschuhe. Mit dem schwarzen Kleid sah sie fürchterlich edel aus. Die edelste Witwe, die ich je gesehen hatte. Bevor wir uns setzten, zupfte sie wortlos missbilligend an meiner Bluse herum. Sie fragte nicht, wie es mir ging. Dass sie den Verlust verkraften konnte, musste ich nicht erfragen. Das trauernde Gesicht hatte sie bei der Beerdigung gelassen, wenigstens ein bisschen Anstand hatte sie noch übriggehabt für meinen Vater oder zumindest für ihre Fassade der zurückgelassenen Ehefrau.

Das Haus hatte sich kein bisschen verändert. Den Tisch hatte sie schon eingedeckt mit dem guten Porzellanservice, das nur zu besonderen Anlässen aus der Glasvitrine geholt wurde.

Die einzige Wärme im Raum ging von der Tasse Tee aus. Geredet wurde nur wenig. Die Stille war mir so vertraut, dass es beinahe komisch war, wie sehr sie mich erdrückte. Nur die Uhr tickte. Immer lauter. Im gleichförmigen Tempo eines Metronoms, fast klang es vorwurfsvoll. *Jetzt kommst du wieder an? Kein bisschen Dankbarkeit?* Sie hatte recht, ich war vor ihren silbernen Zeigern geflohen und nun hatten sie mich wieder eingeholt. Wir sitzen wieder hier. Diesmal nur zu zweit. Der Tisch hatte einen Sessel zu viel oder wir einen zu wenig. Es herrschte erschöpfende Leere zwischen meiner Mutter und mir, die mich schon seit Jahren vom Betreten dieses Hauses ferngehalten hatte.

Schließlich tat ich das, was ich immer getan hatte, ich floh in mein Kinderzimmer. Wie erstarrt in der Zeit, so unberührt, dass es mir Angst machte. Mit einem seltsam fremden Gefühl ging ich im Raum auf und ab. Ich riss das Fenster auf, um den abgestandenen Geruch loszuwerden. Auf dem Bett unter der Dachschräge saß Rudi, mein Kuschelbär, mit dem von Oma bestickten Blümchenpullover. An den Wänden, glänzend poliert, hingen Medaillen, Pokale und Bilder von einem strahlenden Mädchen mit Dutt und Tutu neben einer noch strahlenden Mutter. Die Spitzenschuhe, am Haken daneben, ließ ich unberührt in ihrem grazilen Stolz.

Dann begann ich nacheinander die Schubladen meines Schrankes zu öffnen. Betrachtete alles mit Sorgfalt, als wäre es fremdes Eigentum. Vorsichtig strich ich über die aus Holz geschnitzten Tiere, mit denen ich mich stundenlang beschäftigt hatte. Die verblasste Spieldose, mit der sich drehenden Tänzerin, hielt ich besonders lange und summete die Melodie. Gemeinsam mit meiner Herzchen-Kette, die ich von meiner besten Freundin bekommen hatte, bildeten Rudi, die Holztiere und die Spieldose einen kleinen Haufen am Parkettboden vor mir. Die anderen Spielsachen schlichtete ich mit gründlicher Genauigkeit an ihren Platz zurück. In der untersten Lade meiner hellrosa Kommode fand ich meine alte Barbiepuppe Annelies. Ihre blonden Haare waren in einen großen Knoten zusammengefilzt, ihre Plastikhaut hatte längst den frischen Glanz verloren und ihr fehlte der rechte Stöckelschuh. Ich hielt sie und weinte. Endlich weinte ich. Die tiefgekühlten Gefühle schmolzen und tropften auf meine Hose. Ich weinte um das kleine Mädchen, ein Werkzeug der verpassten Träume ihrer Mutter und die Schuld, immer wieder daran zu scheitern, diese einzuholen. Annelies war ein Geschenk von meinem Vater gewesen. An einem gewöhnlichen Mittwochabend war er mit einem Lächeln nach Hause gekommen, Annelies hinter sich versteckt. Trotz Mutters Protests durfte ich sie behalten. So ein Kitsch kommt mir nicht ins Haus! Ich musste lächeln. Mein Vater konnte mich nicht immer beschützen. Aber in einem Haus, in dessen Spiegel ein kleines Mädchen allem,

außer sich selbst gegenüberstand, sah er mich. Annelies setzte ich ganz oben auf den Haufen.

Ich konnte nicht schlafen. Allein mit der Dunkelheit, der Stille und dem beredten Echo der Wände. Im Morgengrauen packte ich meinen Haufen Kindheit in einen Pappkarton. Der dämmerige Anblick meines Kinderzimmers sah nun so lächerlich leer aus. Die Wände blieben stumm, der Stimme bestohlen, die ich ihnen früher geschenkt hatte. Den Pappkarton in der rechten Hand, kehrte ich ihnen den Rücken zu. *Lebewohl* flüsterte die Tür – und nichts hielt mich mehr fest.

## ***Der Tod und wir***

**ANNABELL MATTES**

Manchmal vergessen die Menschen, dass sie sterben werden.

Dass sie nicht für immer sind.

Niemand möchte diesen Gedanken vom Tod im Hinterkopf haben. Und doch ist der Tod immer da. Für manche eine Überraschung, für andere ein langersehntes Geschenk. Und doch weiß keiner, was von den beiden besser ist.

Der Tod ist fair. Es passiert jedem. Den Reichen, den Armen, den Frauen und Männern. Nicht einmal Kinder blieben verschont. Jeder starb, deswegen war es nur fair. Niemand will wirklich unsterblich sein. Leben zu müssen während alle anderen sterben, das ist unfair. Niemand würde je wieder leben, das war das Schlimmste für die Menschen. Denn egal wie oft sie auch sterben wollen, immer wenn sie es tun, haben sie Angst.

Menschen haben Angst vor dem Unbekanntem. Es war undurchschaubar, niemand konnte dir vom Leben nach dem Tod erzählen, noch wussten sie, ob es das überhaupt gab. So ein Leben nach dem Tod. Das einzig Faire im Leben ist der Tod. Man konnte dem Tod nicht die

Tür versperren, er würde durch das Fenster kommen. Nun schließt du auch die Fenster, dann ist er schon drinnen.

Der Tod kommt, wenn der Tod kommen muss.

Es gibt keine menschliche Kraft, die ihn herausfordern kann. Der Tod kommt nicht zu Tee und bleibt bis zum Abend, er kommt und geht, und du kommst mit ihm. Der Tod ist das Ende zum Leben, und nicht einmal die Angst, die Macht aller Welten kann dich retten. Nicht einmal Geld kann dich retten. Wenn es passiert, dann passiert es. Und dann kannst du dich zwischen der Angst und der Liebe zum Leben entscheiden.

Menschen, die das Leben lieben, werden mutig sterben. Etwas so Ungerechtes, Gemeines, Grausames zu lieben, ist die Kunst des Lebens. Menschen, die sich den Tod wünschen, werden mutig sterben, vor allem wenn sie leben.

Vor allem wenn sie es trotz all der schrecklichen Dinge, die im Leben passieren, trotzdem leben.

Lebe mit Freude, Anmut. Nur dann wird der Tod mit dir reden, dir deinen Mut zusprechen, den du immer hattest. Nur dann kannst du ihn auf einen Tee einladen, ihn sehen. Sein fast schon schönes Gesicht.

Alt, jugendlich und kindlich.

Schön und hässlich.

Grausam und Erlöser.

Der Tod ist alles und mehr, aber niemals nicht da.

# *Der Schuss, der Freundschaft brachte*

MIHAJLO MILOVANOVIC

Die Sonne kroch langsam über die Dächer der Stadt, als Veljko die Augen öffnete. Die ersten warmen Strahlen kitzelten sein Gesicht, und draußen zwitscherten Vögel, als würden sie den Tag begrüßen. Es roch nach frischem Brot, das seine Mutter gerade in der Küche aufgeschnitten hatte. Veljko setzte sich verschlafen auf, strich sich durch die Haare und grinste.

Heute würde ein guter Tag werden – das spürte er.

Beim Frühstück aß er hastig sein Brot mit Butter und trank ein Glas Milch in einem Zug aus. Schon während er kaute, blickte er auf den Fußball, der neben seiner Schultasche lehnte. Der Ball war leicht zerkratzt und ein bisschen abgenutzt, aber für Veljko war er ein Schatz. In jeder Pause spielte er damit – allein oder mit Freunden, Hauptsache, er durfte laufen, schießen, jubeln.

Den ganzen Vormittag konnte er sich kaum auf den Unterricht konzentrieren. Die Minuten krochen dahin, als wollten sie ihn ärgern. Draußen schien die Sonne, und irgendwo in seinem Kopf hörte er schon das dumpfe Prellen des Balls auf dem Asphalt.

Endlich – die Glocke!

Veljko sprang auf, schnappte sich seinen Ball und rannte hinaus. Die Sonne brannte heiß auf den Schulhof, die Luft war voller Stimmen und Lachen. Überall liefen Kinder, spielten, riefen durcheinander. Veljko atmete tief ein, spürte den Wind auf der Haut – und dann legte er den Ball auf den Boden.

Ein paar Freunde stellten sich in einer Reihe auf, andere sahen neugierig zu. Veljko trat ein paar Schritte zurück, konzentrierte sich und holte Schwung. In seinem Kopf hörte er nur sein eigenes Herz schlagen. Dann schoss er.

Der Ball sauste davon – schnell, kraftvoll, präzise. Ein kleiner Blitz über den Hof. Für einen Augenblick fühlte sich alles perfekt an: die Kraft in seinen Beinen, das Geräusch des Aufpralls, die Geschwindigkeit. Doch plötzlich – ein Schrei.

Veljko zuckte zusammen. Der Ball war nicht ins Tor, sondern mitten in die Gruppe am Rand des Hofes geflogen – direkt gegen Lanas Arm. Sie saß auf einer Bank, erschrocken, die Augen weit aufgerissen.

Veljko erstarrte. Für einen Moment war alles still. Nur die Sonne brannte weiter vom Himmel. Dann rannte er los.

„Oh nein! Tut mir leid! Ich wollte das nicht!“, stammelte er.

Lana hielt sich den Arm, doch sie lächelte schon wieder. „Schon gut“, sagte sie leise. „Nur ein bisschen überrascht.“

Veljko atmete erleichtert auf. Sie gingen zusammen, um den Ball zu holen, der im Gebüsch lag. „Du hast aber einen ordentlichen Schuss!“, meinte sie lachend.

„Ja ... vielleicht ein bisschen zu ordentlich“, grinste Veljko verlegen.

Die beiden begannen, gemeinsam zu spielen – vorsichtiger diesmal, aber mit viel mehr Spaß. Lana konnte überraschend gut passen, und bald lachten sie beide so laut, dass selbst die Lehrer vom Fenster aus schmunzeln mussten.

Als die Pause vorbei war, setzte sich Veljko auf eine Bank. Sein Herz klopfte noch immer, aber diesmal nicht vor Aufregung, sondern vor Freude. Die Sonne wärmte sein Gesicht, und er fühlte sich ruhig, fast stolz. Der schnelle Ball hatte zuerst für einen Schreck gesorgt – aber auch für etwas Schönes.

Am Nachmittag traf sich Veljko mit seinen Freunden im Park. Sie sammelten bunte Blätter, warfen sie in die Luft und rannten durch den Wind. Veljko erzählte ihnen von Lana und dem Ball, und alle lachten. Er spürte, wie die Sonne langsam unterging und der Himmel sich golden färbte.

Zu Hause beim Abendessen erzählte er seinen Eltern alles – von dem Schuss, dem Schreck und dem Lächeln danach. Seine Mutter schüttelte den Kopf und lächelte. „Siehst du, Veljko“, sagte sie, „manchmal passieren die besten Dinge, wenn zuerst etwas schiefgeht.“

Später im Bett dachte er noch einmal an den Moment, als der Ball über den Hof geflogen war, an Lanas erstauntes Gesicht und ihr Lächeln danach. Draußen raschelten die Blätter im Wind, und in seinem Kopf hörte er noch das Echo seines Schusses.

Veljko schloss die Augen und musste lächeln.

Manchmal, dachte er, ist das Tempo des Lebens genauso unberechenbar wie ein Fußball – mal zu schnell, mal zu langsam. Aber wenn man im richtigen Moment innehält, kann selbst aus einem schnellen Schuss etwas Gutes entstehen.

## *Schachspiel*

ANASTASIA NESTOROVIC

Er bewegt die Schachfiguren ohne nachzudenken. Hinter den scheinbar willkürlichen Zügen steckt höchste Raffinesse und Präzision. Der Springer auf c6, der Läufer auf c4 und der Bauer auf e4, ein Zug nach dem anderen, ohne auch nur fünf Sekunden darüber nachzudenken. Während ich erfolglos versuche, mit seiner einschüchternden Geschwindigkeit mitzukommen, zittern meine Hände, und ich spüre die in mir immer stärker werdende Angst. Mein Magen wird von einer unsichtbaren Hand zerdrückt, jeder Atemzug fühlt sich schwerer und träger an als der Letzte, mein Herz schlägt so schnell, dass ich das Gefühl kriege, dass es sich aus meiner Brust herausreißen und auf dem vor mir liegendem Schachbrett landen wird. Ich sehe das Schachbrett nicht mehr. Vor meinen Augen ist nur die Erinnerung an meine undurchdachten Taten aus der Vergangenheit, die mich seit jeher jagen und mir nicht nur jegliche Ruhe rauben, sondern auch den Willen weiterzuspielen. Seine schwarzen Augen mustern mich aufs genaueste,

jeden Blick, jeden Atemzug, jeden meiner Gedanken sieht er, er weiß, was ich getan habe. Anhand seines sinistren Lächelns kann ich nur ahnen, was er tun wird, wenn ich verliere. Wenn ich könnte, würde ich aufgeben, ihm mein Schicksal überlassen und ihn lassen, der Herr meiner Seele zu werden. Nichts will ich mehr, als dass dieses Spiel so schnell wie möglich aufhört. Nichts will ich mehr, als das Geschehene ungeschehen zu machen. Längst habe ich aufgehört, an den Sieg zu denken und nur meine tiefe Pein und meine Verzweiflung sollen schnell beendet werden. Die Schachuhren, die neben dem Schachbrett stehen, ticken gleich schnell, dennoch habe ich das Gefühl, dass seine Minute wie eine Sekunde vergeht während meine Minute wie eine Stunde vergeht. Es scheint mir, als wäre nun die Zeit stehengeblieben. Ich bin an der Reihe. Mein Arm streckt sich zum Läufer und gerade als ich diesen in die Hand nehmen wollte, kommt mir ein eigenartiges Gefühl hoch. Ehe ich erfassen konnte, was für ein Gefühl es war, verschwand es wieder. Es war ein flüchtiger Hauch von etwas, was ich noch nie empfand. Langsam nahm ich meine Hand vom Läufer zurück, atmete tief ein und konzentriere mich auf meine Emotionen. Neben der Panik, der Angst und der Verzweiflung, kam schon wieder dieses ungewöhnliche, aber doch angenehme Gefühl. Es war wie ein Licht in der Dunkelheit, wie Ruhe im Lärm und wie Ordnung im Chaos. Meine letzten Kräfte setzte ich dafür ein, mich an dieses Gefühl zu klammern und plötzlich ging die Zeit wieder weiter. Ein unerwartetes Gefühl der Hoffnung nahm mich ein und mir wurde klar, dass ich noch nicht verloren habe. So nahm ich wieder den Läufer in die Hand und spielte weiter mit der neugewonnenen Selbstsicherheit. Es ist noch ungewiss, wie lange das Spiel dauern wird, vielleicht zwei Minuten, vielleicht zwei Stunden oder vielleicht auch zwei Monate. Mein Bedürfnis, das Spiel, und somit auch mein Leid, so schnell wie möglich zu beenden, ist nun fort und ich weiß, dass sich meine Verzweiflung auszahlen wird und dass alles wieder gut wird, auch wenn das Spiel nur langsam vorangeht. Noch ist kein Schachmatt in Sicht.

# *Niko, oder Vom Kolonialismus erzählt*

YULIJA OBUKHIVSKA

In seinem transgenerationalen Unterbewusstsein liegt die Handelsroute „von den Warägern zu den Griechen“, die Taufe der Rus und der mongolische Einfall unter Khan Batu; die litauische Periode, abgelöst durch die Lubliner res publica im Jahr 1569; das Hetmanat, der Andrusowoer Waffenstillstand, der brennende Knotenpunkt beider Weltkriege, der schließlich in die Unabhängigkeit mündete – kurz im frühen zwanzigsten Jahrhundert, gefestigt am Ende desselben. Er erinnert sich nicht an die Züge in die Wilde Steppe, betont aber bei Gelegenheit, dass er frei ist; er kennt kein Leben ohne nationale Unabhängigkeit, doch seine Kultur achtet, verbreitet und priorisiert er bewusst.

Er ist längst nach Österreich gezogen, hat sich den Menschen hier angepasst und die Sprache vollkommen erlernt. Und doch heißt er Iwan – der beliebteste Name seines Landes; der ukrainische Johannes, jener, der Johannes der Täufer war. Auch in seiner Familie wuchs er religiös auf: die Dogmen der Orthodoxie kennt er auswendig, und seine Erziehung hat für jede Lebenslage eine eigene, sittliche und unerschütterliche Meinung.

Sein Äußeres – ein polesischer anthropologischer Typ, mit gerader Nase und markanten Wangenknochen. Eine individuelle Eigenheit – geschickte Finger, denn er spielt Gitarre, seit er, so scheint es, sieben ist.

Morgen (Iwan schaut auf die Uhr – kurz nach Mitternacht – also heute!) ist der achte September. Das Studienjahr beginnt. Roter Ziegel – gebranntes Eisenoxid – ist ihm in den letzten vier Jahren vertraut geworden, und Grafikdesign hat sich vom Hobby zum Beruf gewandelt. Ob auch zur Berufung, weiß er noch nicht. Er wälzt sich, versucht seine Gedanken zu beschäftigen, kratzt sich unwillkürlich am Hals.

Er schluckt.

Dort – kleine, erhabene Narben direkt über der Halsschlagader, zwei fast runde Punkte. Die Finger gleiten tiefer, zu den Schlüsselbeinen – er erinnert sich an Bisse entlang dieser Linie, an Küsse auf den Grübchen, die hinab über das Sternum zum zuckenden Bauch führten. Er erinnert sich an Blut. An einen fremden festen Griff und sein wild schlagendes Herz. An hohe Kragen – sein ständiges Attribut – und an Verbände auf der zerschundenen Haut.

Iwan tastet die erhabenen Narben an seinen Handgelenken ab. Ihm kommt Angst, Schmerz, Freude. Angst, weil er nicht begreift: ob es ihn schmerzt oder freut, dass alles vorbei ist. Der Mundwinkel zuckt, er muss lächeln.

Iwan erinnert sich.

Wakuu – der Treffpunkt der Grazer Alternativen. Jener, deren Gesichter völlig weiß geschminkt sind und deren Lidstriche sich bis über die Wangen ziehen – im Match mit ihrem Musikgeschmack, nicht mit TikTok-Trends. Diese Bar steht für die Unterstützung von Underground-Bands, und obwohl Iwans Finger die Saiten wie selbstverständlich fanden (er ist sich nicht sicher, ob sie es heute noch tun), spielte er auf der Bühne erbärmlich. Nach seinen eigenen Maßstäben, natürlich. Denn mit Menschen und vor Menschen zu spielen – das ist etwas anderes. Das ist Ausbruch aus der Komfortzone, das ist Empathie, das ist Symbiose.

Lesja malte ihm Schwarz unter die Augen, glänzend die Lippen, und jenseits des Spiegels entdeckte sich ein weltweiter Rockidol. Iwan grinste schief, während er seine, im Grunde völlig unscheinbaren, Eckzähne betrachtete.

„Lesja, sehe ich aus wie ein Vampir?“, er sprach mit ihr auf Ukrainisch. Fragte und fletschte die Zähne.

Sie warf ihm einen seltsamen Blick zu (verurteilend, vielleicht?) und schwieg. Daran war Iwan längst gewöhnt: Sie kannten sich seit ihrem ersten Tag in Österreich, also seit fast zwei Jahren. Genauso lange lei-

teten sie gemeinsam ein Projekt – eine Band, die sich immer wieder jemand Neues anschloss. An diesem Tag waren sie zu viert: ein neuer Schlagzeuger und ein Bassist für einen Abend. Iwan spielte E-Gitarre – arbeiten konnte und kann er nur, wenn das Instrument sechs Saiten hat. Und Lesja stand am Mikrofon; vom anderen Ende des Proberaums hörte man ihre Gesangsübungen: sie blubberte mit den Lippen, glitt über die Bs hinab bis zu ihrem Tiefsten (Iwan denkt, es ist das C der kleinen Oktave) und summte laut.

Sie spielten großartig. Das Tempo im Indie-Rock schwankt traditionell zwischen neunzig und hundertvierzig Schlägen pro Minute, und Iwan konnte sich nicht erinnern, sich damals auch nur einmal verspielt zu haben. Lesjas Stimme war rau, und auf der Bühne rauchte sie demonstrativ (Ville Valo oder Lana Del Rey?), obwohl sie im Alltag verachtete, irgendetwas in den Mund zu nehmen. „Zur Vermeidung freudscher Fehlinterpretationen“, sagte sie. Ihre Stimme, eher Alt als Mezzosopran, und in einem bestimmten Moment intonierte Iwan mit ihr.

Sie verneigten sich im Applaus, bahnten sich einen Weg durch die aufgeregte Menge. Es war ihr dreizehnter Auftritt oder so, und da in ihrem monolithischen Duo kümmerte sich Lesja um PR, kannte man sie längst in den sozialen Medien. Da Iwan (Gott sei Dank, noch immer) Grafikdesign studierte, trugen manche sogar ihren Merch.

Er bestellte sich Wein. Plötzlich sammelte sich um ihn eine ganze Menge Menschen, die sich für ihn interessierten, und er ermutigte ihre Small-Talk-Versuche immer wieder mit einem Lächeln. Mit einem Auge beobachtete er Lesja, die in der Ecke saß und in den Himmel starrte. Sie brauchte das – fünf Minuten zum Ein- und Ausatmen. Damit die Gedanken vom Schreienden wieder in den normalen Bereich zurückfanden.

*Da der Text für die Broschüre zu lang ist, ist hier nur ein Auszug abgedruckt. Die vollständige Geschichte kann auf der Website von Texte [www.texte.wien](http://www.texte.wien) nachgelesen werden.*

## Chronoton

FRANZISKA PAYR

Er steht auf, wie er immer aufsteht. Er steht also auf, nicht weil er will, sondern weil er glaubt, etwas tun zu müssen, weil das Tun das Einzige ist, was ihn vom Denken abhält, und das Denken das Einzige, was ihn vom Sterben abhält, und das Sterben wiederum das Einzige ist, das ihn wirklich interessiert.

Er steht also auf, zieht sich an, nicht weil er friert, sondern weil die Nacktheit ihm zu ehrlich wäre und er das Ungetarnte nicht erträgt, weil er sich selbst erträgt, so, wie er ist, nicht so, wie er sein könnte, wenn er es wagte, stillzustehen. Er erinnert sich an früher, nicht an die Kindheit im eigentlichen Sinn, weil Kindheit etwas ist, das anderen gehört, sondern an das, was ihm stattdessen gegeben wurde: einen Raum. Schon damals hatte er keines, kein Gesicht.

Er erinnert sich an das Zwicken, also die Notwehr, obwohl niemand ihn angegriffen hat außer der Welt selbst, dieser klebrigen Welt, die ihn am Boden festpickt. Die sich bewegt, aber nie schnell genug, nie so schnell, dass sie ihn mitreißt. Und er zwickt, nicht aus Bosheit, sondern aus der Unfähigkeit, in Worte zu fassen, die Worte, die man ihm beibringt, sind zu rund. Zu glatt, sie passen nicht durch die engen Öffnungen seines Kopfes und deshalb greift er zu, körperlich, weil Körperlichkeit ehrlicher ist. Unmittelbarer Schmerz bedeutet unmittelbare Kommunikation.

Er erinnert sich an die Dachkammer, nicht an die Frau darin, nicht an ihr Gesicht, sie hatte zu viele, ein Sammelsurium von Gesichtern, die sich abwechselten, je nachdem, wie sie fragte, wie sie schwieg, wie sie auf ihrem Klemmbrett notierte, was sie für wichtig hielt, während er wusste, dass das Wichtigste nicht notierbar ist. Weil sich das Wichtigste entzieht, weil es keine Form hat. In der Dachkammer wurde er geprüft, getestet, vermessen, er hatte das Gefühl, wirklich zu denken, nicht bloß da zu sein, nicht bloß das Kind zu spielen, das gesehen wer-

den wollte. Und er liebte es, dieses Denken, und gleichzeitig wusste er, dass es ihn vergiftet, weil jedes Denken Gift ist. Oh, das Gift machte ihn schnell süchtig.

Und die Jahre vergehen, er lernt schneller als die anderen, natürlich tut er das, weil er muss, weil Langsamkeit ihm Schmerz bereitet, jede Sekunde Stillstand hinterlässt eine Verbrennung, und er wird bewundert, ja, man bewundert ihn hinter vorgehaltener Hand, denn Bewunderung ist nur eine höflichere Form des Ekels: Die Erwachsenen bewundern ihn, weil sie ihn fürchten, die Mitschüler hassen ihn, weil sie ihn begreifen, und er selbst verachtet sich, weil er sich nicht begreift. Er merkt, dass Wissen nichts bedeutet, dass Wissen nur der schönste Name für Krankheit ist. Und dass weniger bleibt, das verstanden zu werden verdiente, je mehr man weiß.

Er rennt weiter, immer schon rennt er: Durch Straßen, durch ihm gegebene Räume, durch ihm gegebene Gedanken. Und irgendwann beginnt er, das Chronoton zu spritzen.

Nicht aus Schwäche, sondern aus Notwendigkeit, weil das Denken zu langsam geworden ist, weil das Gehirn den Körper bremst, weil die Welt nicht Schritt hält. Chronoton beschleunigt, macht das Denken schärfer, die Zeit dünner, die Wahrnehmung reiner. Natürlich zersetzt es ihn. Aber das stört ihn nicht, im Gegenteil, er findet Gefallen daran, weil Zersetzung Bewegung ist, ein Prozess. Kein Stillstand. Er spritzt es jeden Morgen, jede Stunde, jede Minute, nicht weil er es spritzen muss, sondern weil das Spritzen-Müssen selbst seine Identität geworden ist. Sein liebster Prozess.

Die Welt draußen, diese sirupgleichen Gestalten. Sie werden sich bewegen wie unter Wasser, werden sprechen wie im Schlaf, werden arbeiten, wie nur Tote arbeiten können, und er wird sie hassen. Er wird sie Menschen nennen, aber er wird wissen, das Wort wird eine Beleidigung sein. Die Menschen werden warten. Auf was, wird auch er nicht wissen, auf das Ende vielleicht, die Erlaubnis, aufzugeben, und er, der sich für besser halten wird, wird nichts anderes sein als der Endpunkt

ihres Wartens. Er wird immer Neunundneunzig Komma Neun periodisch sein. Die Zuspitzung ins Unendliche.

Er wird beginnen, alles in Einzelbildern zu sehen, als sei die Welt eine Filmrolle, schlecht belichtet, falsch geschnitten, und niemand wird es merken, alle werden dieselben fehlerhaften Bilder sehen und sie für Wirklichkeit halten. Er wird manchmal lachen, aus Überlegenheit, aus dieser Gewissheit, dass er schneller sein wird, und das Lachen wird klingen wie ein Motor, der überdreht.

Er wird wissen, dass er nicht ewig so weitermachen können wird, aber das Wissen selbst wird mit Chronoton kein Hindernis mehr sein: Wissen wird nie mehr ein Hindernis sein, Wissen wird Treibstoff sein, Wissen wird Brandbeschleuniger sein, und er wird das Brennen lieben, die Hitze der Erkenntnis, dass er sich selbst überholen wird. Er wird davon leben, sich zu verbrennen, und die Asche wird ihm Beweis sein, dass er existiert haben wird. Er wird sie manchmal sehen, auf der Tischplatte, zwischen Löffel und Feuerzeug: Die Asche, die nicht von Zigaretten stammen wird, sondern von ihm selbst, und er wird sie wegpusten, ohne Bedauern, als wäre sie der Staub eines alten Gedankens, den er längst vergessen haben wird. Er wird zur Nadel greifen.

Er wird kaum noch sprechen, weil das Sprechen zu langsam sein wird, und wenn er sprechen wird, dann wird er nicht reden: Er wird ausstoßen, ein Wettrennen der Sprache gegen sich selbst. Und niemand wird ihn verstehen, nicht nur weil man ihn nicht verstehen werden will, sondern vor allem weil man ihn nicht erreichen werden will, er wird architektonische Sätze bauen, Festungen aus Sprache, so stabil, so unbezwingbar, dass kein Einwand hindurchkommen wird. Hauptsache er wird weiter machen können, weiter spritzen, immer weiter machen.

Manchmal wird er sich erinnern an die Schule, an das Klassenzimmer, das wie eine kleine Fabrik funktionierte, mit Befehlen, mit monotonem Lärm, und er wird wissen, dass er dort zerbrochen war, aber gleichzeitig wird er wissen, dass das Zerbrechen notwendig gewesen war, weil erst aus dem Bruch der Klang entstehen wird, und er wird Klang sein,

reiner Klang, ein Denken in Schwingungen. Er wird sich erinnern an die Frau, die ihn angesehen hat, mit diesem mitleidigen Blick.

Er wird sie alle wiedersehen, in seinen Träumen: Die Lehrer, die Mitschüler, die Therapeuten, die Eltern, das ganze Heer der Guten, der Wohlmeinenden, der Stabilisierer, und er wird wissen, dass sie alle dasselbe wollen werden: ihn stillstellen, ihn glätten, ihn einfügen in diese große, graue Gleichung, in der jedes Element austauschbar sein wird. Und er wird sich weigern, kategorisch, bis zum Schluss. Er wird nicht lösbar sein, nicht vereinbar, nicht lesbar, er wird Rauschen bleiben, Störung, Interferenz. Er wird das Chronoton bleiben und umgekehrt.

Und er wird gelaufen sein. Er wird nicht mehr gelaufen sein, um anzukommen, er wird gelaufen sein, um nicht stehenzubleiben, um das Laufen selbst zu spüren, um die Welt als Strom unter sich zu fühlen. Er wird gelaufen sein, bis der Asphalt geflimmert haben wird, bis die Häuser verschwommen sein werden, bis der Himmel kein Himmel mehr gewesen sein wird, sondern eine Fläche, die sich mit ihm gedreht haben wird, eine Projektion seiner Geschwindigkeit.

Er wird sich göttlich gefühlt haben, ja, er wird gedacht haben, vielleicht werde ich das gewesen sein, vielleicht werde ich der Gott gewesen sein. Ich werde der Gott gewesen sein. Ich werde der Gott gewesen sein in jeder Dosis, jedem Nadelstich werde ich der Gott gewesen sein, ich werde der Gott gewesen sein, bis nichts mehr vom Chronoton und damit nichts mehr von mir übrig sein wird.

Er wird sich Sätze zugesprochen haben, lange, komplizierte Sätze, in denen jedes Wort eine Verteidigung gewesen sein wird, und die Sätze werden gekommen sein, ja, sie werden in den Sinn gekommen sein, aber sie werden bald keinen Sinn mehr gemacht haben, sie werden auseinandergefallen sein, schon im Mund, und er wird verstanden haben, dass die Sprache sich gegen ihn gewendet haben wird, dass sie ihn verraten haben wird. Wo steckt es nur, das feine Pulver?

Er wird dann nach der Sprache das Denken selbst gesucht haben, Denken wie er es zum ersten Mal in der Dachkammer erlebt gehabt hatte,

dieses scharfe, messerartige Denken, das keine Form brauchte – aber das Denken wird nicht gekommen sein, es wird weggeblieben sein, und die Leere, die sich stattdessen ausgebreitet haben wird, wird keine Leere im Kopf gewesen sein, sondern im Körper, in den Muskeln, Leere in den Adern, das Chronoton wird sich bald fertig zersetzt haben und deshalb wird es bald aufgehört haben, ihn mit sich zu tragen.

Er wird sich verzweifelt gesetzt haben. Zum ersten Mal seit Jahren. Und er wird gedacht haben, dass das Sitzen Verrat gewesen sein wird, ein Eingeständnis der Niederlage, aber er wird sitzen geblieben sein, nicht weil die Beine nicht mehr gehorcht haben werden, sondern weil das Blut nicht mehr vergiftet gewesen sein wird.

Er wird die Hände gesehen haben, die gezittert haben werden, er wird sie angesehen haben, als gehörten sie jemand anderem, denn all die Jahre gehörten sie dem Gift, und er wird gedacht haben, dass auch das Zittern nichts weiter gewesen sein wird als ein anderer Ausdruck in der Sprache der Zersetzung, eine Metapher für Müdigkeit. Es wird nur der Anfang des Entzugs gewesen sein werden.

Er wird an die Welt gedacht haben, die klebrige Welt, die er verachtet haben wird, und plötzlich wird da kein Hass mehr gewesen sein, kein Ekel, keine Überlegenheit, nur Stille, eine Stille, die kein Frieden gewesen sein wird, sondern bloß das Fehlen von Geräusch.

Er wird nicht gefallen sein. Er wird gerutscht sein, langsam, fast zärtlich, in sich hinein, in eine Art inneres Dunkel, das nicht gedroht, sondern gelockt haben wird. Und er wird sich locken gelassen haben, weil sein Wesen schwach gewesen sein wird, ganz ohne die Droge.

Die Tage danach werden grau gewesen sein, gleichmäßig, geräuschlos. Er wird noch aufgestanden sein, aus Gewohnheit, dem Restprogramm eines abgeschalteten Systems.

Er wird sich bewegt haben, gegessen haben, geschlafen haben, ohne Hunger, ohne Müdigkeit, bloß, weil der Körper es getan haben wird. Er wird sich bewegt haben, wie eine Maschine, die vergessen haben wird, wofür sie gebaut worden war. Das Chronoton war sein Code gewesen.

Er wird sich im Spiegel gesehen haben, und das Gesicht wird zurückgekehrt gewesen sein, aber zu vollständig, als hätte jemand ein neues über das alte gelegt, und er wird gewusst haben, dass das Schlimmste nicht der Verlust gewesen sein wird, sondern die Wiederkehr, Wiederkehr der Normalität.

Er wird das Chronoton verzweifelter gesucht haben, er wird wieder aufgestanden sein, gegangen sein, einen Fuß vor den anderen gesetzt haben, so, wie man es ihm beigebracht hatte als Kind: Geh, Junge, geh, das Gehen sichert den Fortschritt, aber das Gehen wird bloß Mechanik gewesen sein, ein Restreflex, und jeder Schritt wird hohl geklungen haben, als wäre er auf einer Bühne gelaufen, auf Brettern, unter denen nichts gewesen sein wird. Nicht einmal seine Drogen werden unter den Dielen seiner Wohnung gewesen sein.

Die Gesichter auf der Straße wird er nicht mehr richtig gesehen haben, sie werden Flächen gewesen sein, Spiegelungen, Reflexe, alle gleich, alle mit derselben Bewegung, demselben Ausdruck, demselben Lächeln, das nichts gesagt haben wird, und er wird sich gefragt haben, ob er je anders gewesen sein wird, ob das Laufen, das Denken, das Rasen je etwas anderes gewesen sein wird als ein verzweifelter Versuch, sich einzureden, dass er mehr gewesen sein wird als sie, dass er tiefer gesehen haben wird, schärfer gefühlt haben wird, schneller begriffen haben wird, dass seine Überheblichkeit nicht bloß ein Symptom, sondern ein Beweis gewesen sein wird, Beweis seiner Existenz, seiner Besonderheit, seines Unterschieds.

Aber da wird kein Beweis mehr gewesen sein, nur Wiederholung, nur Bewegung ohne Ziel.

Und er wird sich erinnert haben an die Sätze, die er früher gebaut haben wird, architektonische Sätze, Festungen aus Sprache, so stabil, so unbezwingbar, dass kein Einwand hindurchgekommen sein wird.

Er wird sich umgesehen haben. Die Stadt wird dieselbe gewesen sein, die Fenster, die Straßen, das Licht, das in Wellen über das Kopfsteinpflaster gelaufen sein wird, dieselbe falsche Sauberkeit, die er immer gehasst ha-

ben wird. Und doch wird er keinen Hass mehr gespürt haben, nur eine Art gleichgültiger Zärtlichkeit, die ihm fremd gewesen sein wird.

Er wird immer weitergegangen sein, erst noch um Chronoton zu finden, später nur um des Suchens Willen, und plötzlich wird ihm aufgefallen sein, dass niemand ihn angesehen haben wird. Nicht, weil sie ihn ignoriert haben werden, sondern weil er tatsächlich unsichtbar geworden sein wird, unter dem Tempo.

Er wird stehen geblieben sein vor einem Schaufenster, wird das Glas betrachtet haben, und das Spiegelbild darin wird schwach gewesen sein, sein Abbild verschwindend gering, unter all den Stichen nicht erkennbar. Und für einen Moment wird er gedacht haben, dass das vielleicht das Ziel des Chronotons gewesen sein wird - das Denken, das Rennen, das Verbrennen: das Verschwinden.

Und er wird gelacht haben, kurz, ein Laut ohne Freude, weil er gewusst haben wird, dass selbst dieses Lachen nicht mehr von ihm gekommen sein wird, sondern aus einer Restreaktion des Körpers, einer Erinnerung daran, wie man gelebt haben wird.

Er wird weitergehen, bis die Straße endet, bis da nur noch ein Feld ist (leer, braun, aufgerissen) und er wird in der Mitte Kreise drehen, wird in den Himmel schauen, der sich über ihm überdehnt, flach und ohne Farbe. Und er wird denken, dass er zwar nie ein Ende gewollt hat, aber ein Ende das Einzige sein wird, was bleibt.

Er wird die Augen schließen, wird holprig einatmen, weil er das Einatmen erst lernen muss.

Und er wird so im Kreis laufen, lange. Irgendwann wird es beginnen zu regnen, erst ein Tropfen, dann viele, und er wird sie fallen lassen, über Gesicht, Hände, Kleidung, er wird sich von ihnen säubern lassen.

Und als der Regen stärker wird, als alles um ihn herum in ein gleichmäßiges Rauschen übergeht, wird er denken, dass das vielleicht die Welt ist, die er immer gesucht hat: Nicht schnell, nicht langsam, nicht widerwärtig, nicht schön.

Die Welt wird einfach da sein, formlos und indifferent.

Und er wird keinen Satz mehr denken, kein Wort, nicht einmal einen losen Begriff, weil Sprache in dieser neuen Welt nichts mehr bedeutet, weil diese Welt selbst endlich ohne Bedeutung ist, ohne Chronoton.

Er geht dort, bis der Regen nachlässt, bis der Himmel wieder hell wird, kein Gedanke, kein Geräusch, kein Schmerz,

nur der Körper, der geht,

weil er immer gegangen ist, aus Zwang.

und weil vielleicht genau das das große, weltliche Geheimnis ist:

dass man gehen muss, solange man kann.

## *Elfzwanzig*

PHILIP PECORARO

Er war eine Bimgebung. Im 62er, Ecke Dörfelstraße, Meidling. Die Jungen hat's gefreut, weil Kinder doch so lieb sind, und die Alten gestört, weil allweil so ein Lärm is'. Nur der Fahrer hat wieder nur ans Dienstrecht gedacht und ob er an allem schuld ist oder nicht. Dabei war Er nur eine Störung im Betriebsablauf.

Eingeschult, ausgeschult, früh angestellt, schnell entlassen worden. Lang studiert – also die Speisekarte beim Wirten. Gegen Akademiker keine Abneigung, aber auch keine Sympathie. Die haben immerhin noch nie richtig gearbeitet. Eh, Er auch nicht, ja klar, sowieso. Aber bei Ihm ist das doch was anderes.

Und so steigt Er montags in seinen Toyota Corolla und fährt Richtung Niederhofstraße. Da ist in der Ruckergasse – etwa da, wo die Ratschkygasse kreuzt – ein Riesen-Bahö. Er fährt langsam, das will Er sich anschauen. Wann ist in Elfzwanzig immerhin sonst was los? Die ult-

rarechten Linksliberalen werfen den linksextremen Rechtsradikalen Hühnereier ans Parteilokal. Die Linken hassen nämlich die Rechten und die Rechten hassen die Linken, nur den Hausbesorger Rypacek interessiert das alles nicht. Der will nur wissen, welche Güteklasse die Eier haben, weil Güteklasse A sich so schwer wieder entfernen lässt.

Er hält sich da aber raus aus dem Bahö, immerhin ist es nicht seines, und mit Politik hat Er nichts am Hut. Entscheiden, das tun sowieso die da oben – das denkt nicht nur Er, das denken viele, betont Er gern. Deshalb gibt man in Österreich vermutlich alle 30 Jahren dem Extremen eine Chance. Aber damit kann man Ihm gestohlen bleiben.

Nein, Er muss weiter. Gang rein, auf's Gas, Ruckergasse runter. Nicht geschaut, nicht gebremst. Mit 50 Sachen in einen Mistkübler rein. Von hinten. Toyota hin. Er auch.

Am Folgetag erwacht Er müde, in kater-ähnlichem Zustand in einer Einliegerwohnung am Schöpfwerk, Meidling. Eine Wiedergeburt ist anstrengend. Am Tisch zwei leere Bier und ein Bescheid des Himmlischen Comebackfragenzentrums. HiCofraZ. Hunger hat Er, und keine passende Hose. Dafür in der Garage einen Tigan.

Er fährt einkaufen und trifft am Eingang, da wo die Hunde draußen bleiben müssen, die Grüß-Gotts mit ihren Zeitungskalendern und die Zum-Wohls mit ihrem Großgebilde Rotwein. Er hat keine Angst. Nur der hat Angst, dass die Zum-Wohls einem was tun, dem sie noch nie was getan haben, sagt Er. Ihn hat am Bahnhof mal einer beleidigt, in einer Fremdsprache. Doch sowas kann Er verkraften.

Nur an der Kassa hört der Spaß auf. Riesenschlange – eine alte Dame hat's genau. Zweite Kassa! Er ruft sowas nicht, das schickt sich nicht, findet Er. Die neue Hose gleich einem Schal lässig umgeschwungen, weil Er keine Hand frei hat, geht Er in die Tiefgarage. Da fällt der Alten von der Kassa das 6er-Tragerl Bier hinunter und drei Flaschen gehen zu Bruch.

Er hilft und bückt sich. Kniebeuge, Armstrecken, Bierheben. Wird dabei völlig übersehen. Im Rückwärtsgang, beim Ausparken. Kastenwa-

gen. Installateur Atesli, bei Rohrgebrechen aller Art. Firmenauto ein Totalschaden. Er auch.

Am Folgetag liegt Er benebelt auf einem Kuhfellteppich in der Zöpelgasse, Meidling. Ein Hund zerreißt seinen Bescheid des HiCofraZ. Guten Morgen! Eine alte Dame gießt Hortensien. Sie hat einen Hund namens Katze, eine Katze namens Erwin und einen Erwin namens Holecek. Der liegt bei ihr am Sofa.

Er verlässt die Wohnung und belädt seinen Twingo. Da blickt Er in die Ferne und sieht schwarze Punkte. Die Zugvögel, seufzt Er, aber in Wahrheit sind es nur Mistelbacher im Stau gen Italien. Er träumt, träumt vom Meer, von Amore, von Espresso und von Jesolo. Dabei sind eigentlich nur Mistelbacher dort. Wenn Er unten ist, trinkt Er immer Birra Moretti und Montepulciano und benimmt sich auch sonst wie zuhause, nur dass man da ins Meer schiffen kann. Nicht wie daheim ins Bankett.

Die alte Holecek ruft Ihn, Erwin ist gestürzt. Er denkt zunächst an die Katze, sieht aber bald ihren Alten im Stiegenhaus liegen. Schnell hilft Er, bei Stürzen zählt jede Sekunde, das weißt Er. Da geht die 3er-Tür auf und die Czapka ruft, was allweil so ein Radau ist, man könne sich nicht aufs Fernsehen konzentrieren. Als sie den Holecek sieht, eilt sie zur Hilfe und verwendet zwei Freiminuten für einen gebührenfreien Notruf.

Zwei Zivildieneer verladen den Holecek. Bahre, festzurren, Abfahrt. Sie sind in Eile. Da beißt Ihn Katze. Er stolpert, vor die Rettung. Die Zivis erschrecken. Ihre Nerven hinüber. Er auch.

Am Folgetag sitzt Er zugedrhnt an einem Esstisch in Hetzendorf, Meidling. Er weißt schon, was Sache ist, und zündet sich mit dem Wisch vom HiCofraZ eine Zigarette an. Er will unter die Leute kommen und führt mit seinem Fiat Punto zum Wirten.

Drinnen wird geschimpft, über Preise, echte Wiener, solche die es werden wollen und über solche, die es nicht sind, obwohl sie so tun. Wer

Wien hasst, der kann sich schleichen gehen!, ruft einer. No na, denkt Er, was sonst. Wer Wien hasst, liebt es in Wahrheit, das sagt Er immer. Und wer Ihn nicht liebt, ist sowieso selbst schuld. Da fängt einer, der Vucevic heißt, mit den Ausländern an. Daraufhin meint ein anderer, der Novak heißt, dass der Vucevic ja selber einer ist.

Das will der Vucevic nicht auf sich sitzen lassen und nennt den Novak einen Tschechen, was der Novak bestreitet, immerhin wären seine Ahnen schon in der Kaiserzeit gekommen. Da hat er Recht, denkt Er, das kann der Vucevic nicht von sich behaupten. Aber der winkt nur ab und beschwichtigt in ein Krgerl hinein. Er steht auf der Gasse, da fällt Ihm noch was ein. Am Ende sind wir alle Elfzwanziger!, ruft Er hinein und erntet Zustimmung. Klar, sowieso, no na.

Dem 8A versagen da die Bremsen. Rutscht, rollt, schlittert. Direkt auf den Wirten zu. Er weicht nicht aus. Er weißt, was jetzt kommt. Eilmeldung. Kronen Zeitung. Bus rast in Wirtshaus. Eingangstür zerstört, Mann berfahren. Das war Er.

Schon ein Scheispech, denkt man im HiCofraZ. Arme Sau. Aber Er, Er sieht die Sache gelassen. Den Kater morgen wird Er verkraften. Solange Er nur wieder in Elfzwanzig landet.

# *Schnürsenkel*

LILLY POSTMANN

Elf Sekunden. Ich brauche elf Sekunden, um meinen Schnürsenkel zu binden. Elf Sekunden Vorsprung, mindestens neun Meter, die ich aufholen muss. Elf Sekunden, in denen meine Abwesenheit wie ein leichter Wind unbemerkt davonkommt, in denen ich ihre Gedanken kein einziges Mal streife. Neun Meter weiter bin ich nicht mehr zu sehen, neun Meter weiter bin ich vergessen. Ich bin Glas; ich bin durchsichtig. Mein rechter Schuh lockert sich. Mit einem nach unten schweifendem Blick sehe ich das rote Gewirr, welches den Dreck aller meiner Wege der letzten neun Monate mit sich trägt. Neun Monate, neun Meter. Bin ich nur für neun Meter sichtbar? Bin ich darüber hinaus nichts weiter als eine klare, zerbrechliche Hülle? Ich bin Glas; ich bin durchsichtig. Der kaum noch intakte Knoten lockert sich mit jedem Schritt, fällt auseinander und hinterlässt zwei am Boden schleifende Schnüre. Sie hüpfen auf und ab, wenn ich meinen Fuß anhebe und zurück auf den Asphalt stelle. Ich schaue ihnen zu, wie sie schleifen und hüpfen und mir signalisieren, dass ich sie doch zubinden soll. Ich will ja, ich wünschte ich könnte es. Aber ich schaffe es nicht. Ich kann diese Elf Sekunden nicht zwischen uns kommen lassen, ich kann nicht zusehen, wie diese neun Meter uns trennen. Ich weiß, dass es die einzig sinnvolle Aktion in meiner Situation wäre, meine Schuhbänder zuzuschnüren, doch ich muss mit ihnen mithalten, sichtbar bleiben, ganz bleiben. Ich bin Glas; ich bin durchsichtig. Ich falle zurück, ein halber Meter hinter ihnen, mein linker Schuh übt weniger Druck auf meinen Fuß aus. Ich muss nicht hinunterschauen, meine Augen bleiben stets auf ihre Hinterköpfe geheftet. Sie sind wie angeklebt von meiner Angst, der Angst, dass sie sich in Luft auflösen, wenn ich sie nicht in meinem Sichtfeld behalte. Ohne meinen Schuh zu sehen, weiß ich, dass dort, wo heute Morgen noch eine Masche war, jetzt zwei von Tag zu Tag dünner werdende Stofffetzen sind. Kein Wunder, dass sie so ausgefranst sind, ich binde sie ja nie zu, ich lasse sie ja einfach hängen

und schleifen und hüpfen. Elf Sekunden. Elf Sekunden brauche ich, um meinen anderen Schnürsenkel zu binden. Elf Sekunden, dreizehn Stufen, die ich aufholen muss. Ich widersetze mich dem Drang, das rote Gewirr fein säuberlich zuzuknoten. Wenn ich es nicht tue, stolpere ich doch früher oder später darüber, nicht wahr? Elf Sekunden, dreizehn Stufen und sie sprechen weiter, drehen sich nicht nach mir um. Ich bin Glas; ich bin durchsichtig. Der Anblick ist wie ein Hammer, der auf mich einschlägt, wiederholt ausholt und die dünne Hülle, die von mir übrig ist, in tausende Splitter verwandelt. Bin ich nach dreizehn Stufen schon vom Schatten verschluckt, durchdringt mich selbst das Licht? Elf Sekunden, neun Meter, dreizehn Stufen. Ich kann nicht vermeiden, dass ich über meine Schnürsenkel stolpern und all die Scherben in mir verlieren werde, wenn ich nicht toleriere, dass sie mich zurücklassen. „Eines Tages“, verspreche ich mir selbst. Eines Tages wird mich jemand sehen, auf mich warten, die kleinen Scherben aufheben und sie Stück für Stück wieder zusammenkleben. Sonnenstrahlen werden sich an meiner Oberfläche reflektieren, anstatt sie zu durchdringen. Ich muss nur noch ein paar Meter, oder ein paar mehr als das, mit offenen Schuhen gehen, denn ich bin Glas; ich bin durchsichtig. Aber irgendwann, irgendwann werden sie mich sehen anstatt durch mich durch, irgendwann werde ich kein Glas mehr sein; nicht mehr durchsichtig. Und irgendwann, irgendwann werde ich sie fest zuschnüren, meine Schnürsenkel. All das denke ich mir, während das Rot sich weiter ausfranst und hüpfet und schleift. Ich spüre sie auch, die Risse und Splitter, die von mir abfallen und den Boden zieren. Sie glitzern so schön, die Glasscherben, wenn die Sonnenstrahlen sie sanft küssen. Da tut es einem fast leid, sie zu verlieren. Ich würde sie gerne an mir tragen, nicht unter den Hammerschlägen zerbrechen. Ihre Haare wippen leicht mit ihren Schritten, und irgendwie fühlt es sich doch wichtiger an, mich selbst nicht zu verlieren. Wenn sie der Preis sind, den ich dafür bezahlen muss, dann wäre dieses Geschäft doch mein Schutz davor zu stolpern, all die Teile um mich herum auszustreuen und nicht mehr wieder zu finden, oder nicht? Ich weiß, dass ich mich loslösen kann, wenn ich es doch nur zulasse. Meine Augen

befreien sich von den Hinterköpfen, schenken keine Beachtung mehr an die, die mich nicht beachten. Die Intervalle zwischen den Pumpstößen meines Herzens verkürzen sich, ein Klopfen gegen meine Brust. „Mach auf, lass sie hinaus, lass sie gehen.“ Die Spur meines Schrittes wandert nach Links, ich beuge mich hinunter und entspanne meinen Nacken zum ersten Mal, seit meine Schuhbänder sich entknotet haben. Es fühlt sich gut an, wie tief Luft zu holen, nachdem man sie für einen Moment zu lange angehalten hat. Der Stoff fühlt sich weich an, ganz sanft auf meiner Haut. Und sie halten die Schnüre fest, meine Finger. Ziehen an ihnen, drücken die Zunge meines Schuhs wieder gegen meinen Fuß. Ein Knoten, eine Lasche, noch eine, zubinden. Fast so, als würde sich das Chaos in mir drinnen langsam zur Ruhe legen. Elf Sekunden. Neun Meter? Mein linker Schuh, eine Wiederholung aller Bewegungen, die ich auch rechts ausgeführt habe. Elf weitere Sekunden. Zweiundzwanzig. Ich stehe wieder fest auf dem Boden, meine Schuhe umarmen mich, halten mich. Sie sind nicht weg, die Risse in mir. Doch ich bin kein Glas mehr; nicht mehr durchsichtig. Anstatt zu versuchen, achtzehn Meter aufzuholen, drehe ich um und gehe zurück, begutachte das, was an meinem auf Haare gerichteten Blick vorbeigezogen sein muss. Ich muss sie schließlich aufheben, die Stücke von mir, welche ich verloren habe. Vielleicht war der erste Schritt, mich selbst wieder zu finden, einer zurück, in die gegengesetzte Richtung von all dem, was sich so vertraut angefühlt hat. Ich drehe mich noch einige Male um, sehe zu wie die Distanz zwischen uns sich ausdehnt. Aber sie ist nicht mehr da, die Angst davor, sie aus den Augen zu verlieren. Sie ist ersetzt, ersetzt durch ein Gefühl, welches unbekannt ist, für mich noch unbeschreiblich. Die Scherben schneiden mich nicht mehr, Kleber überzieht die scharfen Kanten, und „eines Tages“ ist endlich da. Ich reflektiere die Sonnenstrahlen, ich bin sichtbar, weniger zerbrechlich. Neben meinen Schuhen ist kein ausgefranstes, hüpfendes, schleifendes Rot mehr. „Eines Tages“ ist heute, denn ich habe sie fest zugeschnürt, meine Schnürsenkel.

## Wortneurosen

MERLIND RAIBLE

24. Dezember, Figaro. Ihre Schuhe klackern am spröden Asphalt. Das Licht der Straßenlaternen hüllt ihre Silhouette in milchigen Schleier.

24. Dezember, Figaro. Er hält mir die Tür auf. Lässt erst mich vorbei, dann schreitet er hindurch. Lässt die Tür hinter uns zuschwingen. Er riecht nach Milchreis und Thymian.

11. November, Pommes mit Ketchup. Sie steht in der Schlange zum Fast-foodstand. Sie trägt einen weißen Hut, der ihr gerade so über die Stirn reicht, dass er die Oberkanten ihrer Augenbrauen berührt. Mit einem behandschuhten Finger tippt sie auf die Menükarte, die am Stand hängt. Pommes mit Ketchup.

11. November, Pommes mit Ketchup. Er hat mich gefragt, wo ich wohne. Martinstraße 7, habe ich ihm gesagt, Klingelschild 01. Jetzt stehe ich in der Martinstraße 7, vor mir gelbweiß blinkende Lichterketten, schon im November. Die Hände in seidene Handschuhe gehüllt. Er mag Pommes mit Ketchup.

9. Dezember, Frost. Draußen baden die Gänse im eisbedeckten Teich. Er hat mir gesagt, er mag Schnee mehr als Regen. Wir sitzen im Wohnzimmer. Er in grauem Pullover. Ich habe ihm gesagt, ich mag, wie es sich anfühlt, über den Stoff zu streifen, die kleinen Unebenheiten mit dem Finger nachzufahren, abzumessen. Ich habe ihm gesagt, es geht mir gegen den Strich, gemessen zu werden.

10. Oktober, Wellen. Sie trägt schwarze Lackschuhe und mahagonifarbene Hosen. Der Wind presst den Stoff an ihre Schenkel, zerknittert ihn hier, zieht dort, malt ihr Fransen auf die Unterschenkel.

10. Oktober, Espresso Martini. Er sitzt auf der Terrasse, gleich am Fenster. Er hat mich nicht bemerkt. Vor ihm steht eine weiße Tasse mit schwarzem Gebräu, intensiv im Geschmack wie sein Haar in der Farbe. Er nimmt einen Schluck. Italienischer Kaffee.

14. *Dezember, freier Fall.* Die Kälte hat Regentropfen an meine Fensterscheibe geklebt. Wenn ich mich mit der Stirn dagegen lehne, bringe ich die Eisblumen zum Schmelzen. Ich habe ihm gesagt, Schmelzen wäre wie Fallenlassen. Loslassen von dem, was wir sind.

23. *Dezember, Sterntaler.* Er hat mir Sterntalerkekse vorbeigebracht und jetzt erfüllen Nuss und Karamell den Raum mit zuckriger Schwere. Nuss und Karamell, habe ich ihm gesagt, das könnte ich jeden zweiten Tag essen. Nuss und Karamell, habe ich ihm gesagt, das ist bei uns keine Selbstverständlichkeit mehr.

22. *Dezember, Sterntaler.* Ich arbeite jetzt in einer Filiale in der Innenstadt. Dort, wo Pflastersteine den Boden säumen und Pudel Gassi gehen. Um vier Uhr morgens bin ich hierher geradelt. Um vier Uhr drei habe ich sechs Blech Kekse aus dem Ofen geholt. Linzeraugen, Vanillekipferl, Butterkekse, Ochsenaugen, Bärenatzen, Hafermakronen auf dem Tresen verteilt. Wenn sie ein Gebäck wäre, wäre sie Sterntaler.

24. *Dezember, Martinistraße 7.* Eine Frau in weißem Mantel geht die Straße entlang, ein Mobiltelefon zwischen Ohr und Schulter eingeklemmt. Ihre Schuhe klackern am spröden Asphalt und das Licht der Straßenlaternen hüllt ihre Silhouette in milchigen Schleier. Die Frau in weißem Mantel nickt, spricht: „Alles klar.“ Vor der Tür mit der Aufschrift 01 bleibt sie stehen, kramt in der Seitentasche und schließt auf. Öffnet die Tür, betritt die Wohnung.

Er sitzt im Wohnzimmer, neben ihm eine silberne Füllfeder mit golden graviertes Spitze. Die Füllfeder ist nicht ganz dicht, hat links unter der Tischkante eine kleine Lache gebildet. Fünf Millimeter Durchmesser.

Der Blick der Frau wandert zu den blassgelben Papierbögen, die auf dem Tisch verteilt liegen. Ihre Augen wandern über die gefalteten Ecken und Quadrate, Dreiecke und Zylinder: Karo, Martini, Ketchup, liest sie. Freier Fall, Sterntaler, Quadrate. Nochmal und nochmal, bis ihre Augen die geschriebenen Lettern sprunghaft registrieren: Martini, Pommes, Sterntaler, Sterntaler, Karo, Wellen, Figaro. Und immer wieder: Karo, Karo, Karo, Karo, Karo.

Die Frau in weißem Mantel sieht zu ihm, dann zurück den Zeilen. Atmet ein, öffnet ein kleines durchsichtiges Fläschchen, holt Pillen heraus, zwei blaue und eine rote. Schiebt sie ihm behutsam unter die Nase, sagt: „Nehmen Sie.“ Aber er hört und sieht sie nicht. Er ist vollkommen vertieft, denn er bastelt: einen Strauß aus papiernen Rosen für Karo.

## ***Das schönste Gefängnis der Welt***

ANNA RAUCH

Immer wollte ich wer anders sein,

und so fühlte ich mich am wohlsten allein.

Der Schmerz von einer Hülle meiner selbst, der mich von den Stimmen, dem Lachen und der Wärme abgrenzt,

war leiser als der Frieden, der mit der Einsamkeit verschmilzt.

Wenn ich über das Feld bei mir zu Hause laufe,

fühle ich mich frei von Gut und Böse,

frei von Zielen und Zwängen,

und reich an allem, was mich tröstet.

Ich lausche dem Brüllen des Windes und spüre den Rhythmus des Getöses

und für diese Millisekunde, in der ich mit einem Bein das andere ablöse,

hebe ich ab.

Freiheit.

Ich atme sie ein und nie wieder aus,

halte sie fest, wie ein Kind seinen Traum.

Du und ich, du und ich, wir wissen, dass Menschsein  
nicht für immer ist,  
und doch bewege ich mich in einem Takt, der nicht auf  
meinen Herzschlag trifft.  
Von klein auf gefangen in meiner selbst,  
als erdrückte mich mein stetiger Schatten, so still und so mächtig,  
wie er sich gegen meine Farben stellt.  
Ich werde mich nicht mehr biegen  
und nicht mehr versuchen, mich in mich selbst zu verlieben,  
stattdessen über meine einsamen Dämonen siegen und,  
Freiheit.  
Ich atme sie ein und nie wieder aus,  
halte sie fest, wie ein Kind seinen Traum.  
Ich möchte über den Dächern meiner Stadt in den  
Sonnenuntergang singen,  
mit meinen Armen ausgestreckt lachen,  
bis all die Sorgen verklingen,  
die Leichtigkeit der Erde spüren mit all meinen Sinnen,  
während die Gravitation mich mit ihr verbindet.  
Und so fühle ich mich wie eine Feder, so leicht und so sanft,  
wie sie mit der Luft in einer Symbiose tanzt,  
und ich merke, es gibt keinen Kampf,  
denn das Einzige, das mich gefangen hält, ist meiner selbst.  
Freiheit.  
Ich atme sie ein und nie wieder aus,  
halte sie fest, wie ein Kind seinen Traum.

## *Vorbei*

LEONARD REICHMANN

Ich wache auf. Hände umschließen mich, doch in dem Moment, in dem  
ich meine Augen öffne, lassen sie von mir ab. Ich stehe auf. Um mich  
herum Nebelschwaden. Ich blicke zurück und sehe keine Hände mehr.  
Nur dieselbe weiße Fläche, die den gesamten Boden bedeckt. Nichts  
ist zu sehen, keine Wiesen, kein Meer, keine Häuser, keine Sterne oder  
Perlenlichter. Nur eine endlose Leere, darüber ein weißer Himmel mit  
Nebelschwaden.

Ich gehe zögerlich ein paar Schritte nach vorne. Mein Schleichen wird  
zu einem sicheren Gang, mein Gehen zu einem gehetzten Lauf – ich  
laufe nach vorne, in die unendliche Weite, ohne Ziel, ohne Richtung,  
ohne klar ersichtbaren Sinn. Nach einiger Zeit komme ich erschöpft  
zum Stehen. Ich keuche atemlos vor mich hin und setze mich langsam  
auf den Boden. Wie anstrengend es doch ist, so lange zu laufen, ohne  
dabei vorwärtszukommen. Ich bin immer noch am selben Ort wie zu-  
vor. Ich schließe meine Augen und lasse die Erschöpfung in mich hin-  
einfließen. Ich spüre, wie erst meine Füße und Hände, dann Beine und  
Arme einschlafen. Ich spüre, wie ich sie nicht mehr spüre. Ich lasse  
kraftlos meine Arme zu Boden fallen – ich sitze da wie eine Puppe, die  
nicht aufgezogen wurde. Die Taubheit breitet sich weiter aus in mei-  
nen Oberkörper, in meinen Hals. Ich öffne noch einmal die Augen. Ich  
liege nun am Boden. Ich spüre nichts mehr – nur noch, wie sich meine  
Augenlider langsam schließen, fast wie in Zeitlupe.

Und dann spürte ich nichts mehr.

\* \* \*

Du warst ein Kind deiner Zeit, als du aus dem Leben gerissen wurdest.  
Du hast an allem um dich herum Spuren hinterlassen, ob du wolltest  
oder nicht.

Deine Eltern, deine Familie, deine Freunde und Feinde.

Deine Stadt seufzt dir mit jedem ihrer verpesteten Atemzüge nach.

Du hast hier gelebt und gewirkt, ob es dir bewusst war oder nicht.

Jeder deiner Schritte hat einen Abdruck hinterlassen. Jeder Grashalm, den du umgeknickt hast, trägt bis heute eine Narbe. Jeder Atemzug, den du genommen hast, hat ein Vakuum hinterlassen. Jeder Glücksschrei, jede Wehklage, jede Freudenträne, jeder Heulkampf, den du verklingen hast lassen, wird ein Echo hinterlassen.

Doch du bist gegangen. Du bist vergangen.

Und so wie du werden auch deine Spuren vergehen.

Deine Schritte werden unter tausend anderen begraben.

Die geknickten Grashalme werden absterben und zu Staub zerfallen.

Die Vakuen deiner Atemzüge werden sich mit neuer Luft füllen müssen.

Und die Echos deiner selbst werden durch das Geschrei der Welt übertönt werden.

Du warst ein Kind deiner Zeit, als du aus dem Leben gerissen wurdest.

Und wie auch deine Zeit wirst du nie wieder sein.

\* \* \*

Ich wache auf. Ein bekannter Ort. Ja, allerdings. Ich könnte meine Augen schließen und dennoch jede Kante und Ecke mit meinen Fingern abtasten. Doch das tue ich nicht. Ich weiß genau, wieso ich hier bin. Ich habe ein Ziel. Eine Chance. Nur noch eine. Und die muss ich nutzen. Ich springe aus dem Bett und renne aus der Tür hinaus. Ich stürze mich ans Ende des Flurs und die Treppe hinunter. Irgendwo hier muss sie doch sein ... Ich reiße die Tür auf und werde von einem heftigen Windstoß und der blendenden Sonne begrüßt. Ich schenke ihnen keine weitere Beachtung und renne aus der Tür über die Wiese. Ich erwarte einen Kälteschauer, der mir über den Rücken läuft, der mir

Gänsehaut bereitet, doch ich spüre nichts. Fast wie in einem Traum. Ich bleibe verzweifelt stehen. Wo könnte sie bloß sein? Ich rufe ihren Namen. Keine Antwort. Ich verzweifle noch mehr. Ich muss sie finden, noch einmal, noch ein letztes Mal ... Ich weiß nicht genau, wer die Person ist, die ich suche, doch ich weiß, dass sie wichtig ist. Wie in Trance bewege ich mich weiter. Egal in welche Richtung, Hauptsache fort von hier. Ich renne weiter nach vorne. Über die Wiese. Über den Kiesweg. In den verzauberten Wald hinein. Ich sehe nicht mehr genau, wo ich hinlaufe, es ist zu dunkel. Ist es schon Nacht? Ich blicke nach oben. Sterne funkeln durch das Blätterdach auf mich hinunter. Ein Komet blitzt vorbei. Ich folge ihm. Er zeigt mir den richtigen Weg. Er führt mich zu ihr. Schließlich gelange ich zu einer Lichtung an einer Klippe. Ein einsamer Baum wächst dort, ganz allein. Und an ihn angelehnt sehe ich sie. Die Person. Ich rufe ihren Namen und sie dreht sich zu mir um. Ihr Gesicht ist unkenntlich und dennoch kommt es mir so bekannt vor. Ich renne auf sie zu und bleibe kurz vor ihr mit einem Keuchen stehen. „Komm“, sagt sie mir, „setz dich zu mir.“ Sie deutet auf den Platz neben ihr. Ich setze mich dorthin. Vor uns breitet sich die Stadt aus, hinter ihr das Meer. Ich seufze auf. Ich habe es geschafft. Wobei ... noch nicht ganz. Als könne sie meine Gedanken lesen, fragt sie mich: „Warum bist du hier?“

Ich zögere einen Moment, dann antworte ich langsam: „Ich musste dich noch einmal sehen.“

Ein Lächeln entfleucht ihrem lippenlosen Gesicht. „Ich weiß“, sagt sie mir mit ihrer ruhigen Stimme. Sie wendet sich der Stadt zu. „Schöner Abend, findest du nicht?“, sagt sie.

„Mag sein“, antworte ich. Wir halten kurz inne, um diesen Augenblick einzuatmen.

„Eigentlich schade“, sagt sie plötzlich.

„Was?“, frage ich sie, obwohl ich die Antwort schon kenne. Ich will bloß noch so lange wie möglich ihre Stimme hören.

„Dass du von mir gehst. Und das bei diesem Ausblick ...“ Sie sagt es ohne Vorwurf, ohne Schmerz. Als Tatsache. Als Fakt. Unweigerlich. Unausweichlich. Recht hat sie.

„Ich muss.“

„Ich weiß.“

Wir schweigen eine Weile. Die Sonne, die nun zum Mond geworden ist, neigt sich langsam dem Horizont zu. Die Sterne verblassen langsam und das dunkle Blau des Himmels wird immer heller, fast schon weiß. Nebel steigt auf und die Stadt und das Meer verschwinden dahinter. Plötzlich kann ich nur noch sie sehen. Sie und das pfirsichfarbene Licht der Dämmerung, das uns durch den Nebel erhellt. Wir blicken einander an.

„Sag es“, fordert sie.

„Ich will nicht“, antworte ich.

„Du musst.“

„Ich weiß.“

Ich seufze auf. Diese Person, die ich mein Leben lang gekannt, geschätzt und liebgehabt habe – ich wurde ihr entrissen. Sie ist nicht mehr echt für mich, genauso wenig wie ich echt für sie bin. Ich wollte sie lediglich noch einmal sehen ...

„Auf Wiedersehen“, sage ich mit schwerem Herzen. Der Nebel wird immer dichter, nun sehe ich wahrlich nichts mehr.

„Wir werden uns nicht wieder sehen“, antwortet mir eine Stimme aus dem Nebel, von der ich nicht wahrhaben will, dass es ihre ist. Wobei es nie wirklich ihre war. Sie ist nun mal nicht mehr echt für mich.

„Ich weiß“, antworte ich und verblasse.

\* \* \*

Hier, dort, wie, wann,

Ohne Zeit und ohne Drang,

Ach, wie die Seele bricht,

Ist sie doch aufs Sein erpicht

Ein jeder träumt, ein jeder wacht,

Unterliegt der größten Macht,

Die da wandelt Nacht zum Tag –

Keiner sie übertreffen mag

Und wenn Sekunden fortgeschritten,

Wenn die Nächte fortgeritten,

Wenn der Lunge letzter Zug,

Wenn der Seele letzter Flug,

Dann ist dir klar, leider zu spät,

Wie die Zeit dahin vergeht.

# Temporär

OSCAR SCHACHERMAYER

Ich habe es zum ersten Mal am Dienstag um acht bemerkt. Ich war zu spät in die Schule gekommen, und in meiner Panik habe ich aus fast schon kindlicher Naivität meine Armbanduhr zurückgestellt. Ich hätte behauptet, dass ich wegen der falschen Stellung meiner Uhr zu spät gekommen wäre. Also stellte ich die Uhr um eine Stunde zurück. Mir wurde schwindlig. Ich fiel um. Also, ich fiel nicht wirklich um, aber es fühlte sich so an. Und dann lag ich schon wieder in meinem Bett. Es war sieben Uhr. Ich sprang also auf, beeilte mich beim Anziehen, rannte panisch zur Haltestelle und ... erwischte den Bus.

Ich fuhr also in die Schule, und dachte weiter nicht über die kleine Zeitreise nach. Ich tat sie als Traum ab, als wirre Vermischung von nächtlicher Ungewissheit und Déjà-Vu. In der ersten Stunde jedoch war mir so unmenschlich fade, es war Latein, und ich hasse Latein, dass ich den Trick mit der Uhr nochmal versuchte. Ich zog also leicht an dem kleinen Rädchen, drehte es behutsam, bis der kleine Zeiger zur nächsten Stunde gereist war und drückte es wieder hinein. Ich fiel wieder. Diesmal jedoch landete ich nicht im Bett, sondern auf meinem Platz. Am Ende der Stunde.

Ich war ekstatisch. Wie viele Möglichkeiten ich doch hatte! Zuallererst probierte ich etwas Simples aus. Ich drehte mich zurück zum Kirtag letzte Woche. Und siehe da, es funktionierte. Aus Angst etwas zu verändern, drehte ich mich jedoch schnell wieder vor. Ich experimentierte auch an kleinen Dingen. Zum Beispiel stellte ich die Uhr um eine Sekunde nach hinten. Ich fiel und landete während ich gerade dabei war, das Rädchen in Bewegung zu setzen. Beim Gedanken, was passiert wäre, hätte ich auch nur ein bisschen später zurückgedreht lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. In einem Endloszyklus feststecken wollte ich nämlich nicht.

Nach vorne stellen war immer ein Risiko. Einmal erschien ich im Sportunterricht und bekam einen Fußball mit voller Wucht ins Gesicht. Ich hatte Glück, da ich beim darauffolgenden Sturz nicht auf das Handgelenk mit der Uhr fiel, denn was dann geschehen wäre, kann und will ich mir nicht vorstellen. Ich blieb also schlussendlich im Jetzt, mit gelegentlichen Abstechern nach vorne und hinten, aber nie sehr weit.

So vergingen die Zeiten, und ich war eigentlich mit der Richtung, die mein Leben eingeschlagen hatte, relativ zufrieden. Jedoch nagte ein Gedanke immer wieder an mir. Wie weit? Nach hinten war es mir klar, vor meiner Geburt würde es mich noch nicht geben und Babyhände könnten auch keine Uhr bedienen, aber nach vorne ... ja, das gab mir zu denken. Irgendwann einmal, beim für die anderen ersten, für mich fünften Nachhausegehen von einer diesmal ziemlich lustig verlaufenen Party, packte mich dann aber doch die Neugier. Ich drehte, und drehte und drehte. Genau wie weit, weiß ich selbst nicht mehr. Es könnten drei, zehn, zwanzig oder sogar dreißig Jahre gewesen sein. Dann drückte ich das Stellrädchen wieder hinein.

Das Gefühl zu fallen schoss wie eine Kanonenkugel durch meinen Körper. Ich übergab mich. Ich schaute mich um. Ich schien in einer kleinen, heruntergekommenen Wohnung zu sein. Aus einem Spalt an der Decke träufelte Sand und formte am Boden einen kleinen Berg. Verschiedene Konservendosen, manche mit Lebensmitteln, manche mit Wasser befüllt säumten sämtliche aus Plastikboxen gebaute Regale. Ein kleiner Lichtstrahl drang durch die Wellblechtür, die aussah, als wäre sie in weniger als zehn Minuten mehr schlecht als recht zusammengeschweißt, und zog einen wohligh gelben Strich durch die schattige Behausung. Es war heiß. Sehr heiß. Ich schaute auf die Uhr. Es musste einen Fehler geben, sie zeigte nämlich an, dass es mitten in der Nacht sein sollte. Ich entschied mich also, draußen nach dem Rechten zu sehen.

Ich lugte hinaus und blickte in eine Wüste, wie ich sie bisher nur in Filmen gesehen hatte. Dünen säumten den Horizont. Überreste bleichgebrannter Ruinen zierten die ewigen Sandflächen. Eine sengende Hitze

lag in der Luft. Alles war still. Kein Vogelgezwitscher, keine spielenden Kinder, nur das leise Rieseln von Sand. Ich fing an, mit meinen abgemagerten, knochigen Händen die Uhr zurückzustellen, drückte das kleine Rädchen hinein und ...

lag wieder in meinem Bett. Am Dienstag. Um sechs. Ich habe die Uhr in eine kleine Schatulle versperret und unter meine Dielen gesteckt. Ich lebe mein Leben nun ziemlich normal. Kein Zurückspulen, kein Nach-vorne-drehen. Aber irgendwann, das weiß ich, irgendwann, es kann heute sein, morgen, oder in vierzig Jahren, ist es mit uns vorbei.

## *Sonne über dein Haupt*

HERESA SCHMEROLD

Da steht er, zwischen den anderen, eine grün-weiße Raupe mit Zyklopenauge, schief am Stammplatz, du hast es eilig gehabt. Dein Bus ist mutterseelenallein, schwach beleuchtet. Ich habe ihn an den Post-its erkannt, sie kleben an der Windschutzscheibe und am Armaturenbrett. Ich gehe langsam auf ihn zu, hole die Stange aus dem schwarzen Rucksack, leger auf einer Schulter, lege das Eisen ans Gummi der Tür, es gibt leicht nach, ganz einfach, ich stemme die Tür auf, wie du es mir gezeigt hast und steige ein, dein Platz ist frei, aber ich sehe dich noch sitzen, verschmolzen mit dem bedruckten Stoffsitze. Direkt über dem Fahrersitz ist eine Sonne gezeichnet, dein eigener Stern. Ich stecke die Stange wieder ein und suche im Innenraum des Rucksacks, Plastik knistert und ich klemme die Chrysanthemen ins Lenkrad, ich habe googelt, was dir gefallen würde. Alles hat eine Bedeutung, ich schreibe mir das auf, damit ich's nicht vergesse. Wenn du die Dinge unterschätzt, hast du schon verloren. Vergiss Die Geschichte nicht. Behalt sie dir im Hinterkopf. Chrysanthemen bedeuten: Ausdruck eines Gefühlsumschwungs, Abschied, Treue, die bedeuten alles Mögliche, die Liste ist lang, das würde dir gefallen. Neben dem Kleingeldspender liegt ein Stapel unbenutzter Post-Its. Ich nehme mir eines und schreibe: Blu-

men für den Busfahrer. Ich klebe ihn aufs Lenkrad neben den Strauß und schlängle mich nach hinten, vorletzte Reihe rechts am Fenster, setze mich. Lege meinen Ellbogen auf den Fensterrahmen, stelle mein Kinn ab auf meiner Faust, Denkerpose. Ich kann die Sonne von hier aus sehen.

Ich habe erst nach zwei Wochen meines neuen Schulwegs erkannt, dass immer du da vorne sitzt und fährst, immer im selben Bus, wie hast du das geschafft, habe ich dich gefragt, wenn du lange genug dabei bist, bist du frei irgendwann. Die Leute bemerken dich nicht mehr, so bist du mit dem Bus verwachsen und er mit dir, hast beobachtet und mitgeschrieben. Notierst die Geschichte, sie klebt gelb um dich rum. Du hast mir ab der vierten Woche eine Bedeutung zugewiesen, ich bin der, der sein Geld nie dabei hat, Schwarzfahrer, der trotzdem bezahlt, mit Kastanien, mit Nimm2, mit Spickzetteln oder einem Wort, ich habe dir nie eine Münze gegeben, du hast gesagt, ich nicht, ich muss mehr zahlen, den höheren Preis, du hast dir das ausgedacht in der vierten Woche, beim achten Mal Geld vergessen.

Unsere Freundschaft, Bekanntschaft, die lief so: Ich steige ein, ich bezahle (ich mache eine Pirouette, gebe dir ein Herbstblatt, sage meine Lieblingseisorten alphabetisch auf, du bestimmst den Preis), du schüttelst mir ernst die Hand, grüßt, ich gehe die Reihen entlang, der Rucksack schief auf den Schultern. Immer derselbe Platz, du links vorne, ich rechts hinten, in Fahrtrichtung. Auf dem Sitz vor mir steht: Lebn ist hart ohne S-Budget Juneberry, und, ich war das nicht, habe ich dir gesagt, als wir Plätze getauscht haben. Das war im Frühling, es wurde wieder hell am Abend, ich habe auf dich gewartet, der letzte Bus, Endstation, ich habe uns aus dem Münzfach Pommes spendiert. Da saßen wir, ich vorne links, du hinten rechts, du hast gelacht und Pommes in deinen runden Bauch geschoben und gesagt, ich soll anstarten. Ich wünschte ich wär's gewesen, hätte einen Edding dabeigehabt, ich wünschte, ich könnte Busfahren, hab ich gemeint und bin fast umgekippt beim Versuch, zu drivten. Juneberry hat Poesie, meintest du, also, das Wort, und schreibst mit. Kein Energy für dich, du trinkst jeden Morgen Chai aus der Thermoskanne.

Du zeigst mir, wie du deinen Schnurrbart drehst. Dass du die Pomade im Seitenfach hast, für den Notfall, ich beneide dich um den Bart und bezahle mit einem zum Aufkleben, du schreibst, einzelne Wörter, ein, zwei Gedichte, Beobachtungen, Beschreibungen, während der roten Ampeln holst du den Kuli raus für Die Geschichte. Alles hat eine Bedeutung, ich finde, das ist Kitsch und bezahle aus Protest mit einer kleinen rosa Porzellankatze, die ich habe mitgehen lassen bei meinem Klavierlehrer, wir denken uns ihre Geschichte aus, drei neue Post-Its übereinander. Die Katze erhängt am Rückspiegel, du trauerst über ihren Tod.

Du brichst ein in deinen eigenen Bus, den Schlüssel in der Hosentasche, Brechstange in der Hand, für den Kick, woher hast du eine Brechstange, mit deiner Halbglatze und dem Bierbauch, obwohl du kein Bier trinkst, nur Tee. Irgendwann baust du den selbst an, dann sitzt du auf einem weißen Plastikstuhl in der Sonne und lässt dir die Brusthaare weiß werden, füllst deinen Bauch mit Datteln und Weißbrot, bis du wie eine Boje im Meer treibst, eine braun gebrannte Titanic. Das schreibst du und du sagst es, und ich stelle mir dich, dich Busfahrer mit zusammengesessenem Hintern, in Badehose vor und mit Zigarre am Strand. Ich bezahle mit einem Teebeutel und einer Feige und meine, bleib noch ein bisschen da, schau dir den Winter an wo es ihn noch gibt, so schnell kommst du nicht weg.

Du bist einmal mit dem Fahrrad gekommen, ein Damenrad, das ächzt unter der Last deiner Ideen, bist auf mich zugefahren, ich im Schneidersitz vor dem Bus, Hände in den Taschen, Pommes auf dem Boden mit zu viel Ketchup drauf, da bist du hingefallen. Hast dir die Hände aufgeschürft und dich abgerollt wie ein Ninja, ich habe gelacht und gefragt, woher das alles, alter Mann, woher nimmst du das. Du hast erzählt, heute ist gut gewesen, ein guter Tag und auf deinem Fensterbrett steht jetzt eine Teepflanze, mal schauen, ob das funktioniert. Du bringst mir das Busfahren bei, mein Körper sticht weg aus dem Sitz, fühlt sich fremd an, ich bin zu lang und zu schmal und mache Musik an, Golden Brown in deiner Thermoskanne, Sonne über mein Haupt.

Du hast geschrieben, du hast gesagt, du träumtest dir du gehst weg, dahin wo die Sonne brennt, nicht klebt. Dein Fensterbrett ist finster und vertrocknet und dein Damenrad ist weg, ich hebe mein Kinn und stelle mir dich auf der Autobahn vor, fünf Km/h mit dem Rad und quiet-schende Reifen, eine Badetasche im Korb. Dein Bus ist nur noch ein Bus, deshalb stehe ich auf und gehe vor zum Lenkrad, wo die Blumen bald verwelken, sie schreien Nimmerwiedersehen. Ich nehme die Zettel ab, einen nach dem anderen, lasse die Sonne als Einzige kleben und nehme Die Geschichte mit.

# *Endenlernen*

MARIE SEKIRA-PHILIPPE

Ich wünschte, ich wäre ein Schwamm.  
Ich wünschte, ich könnte jeden Moment  
Wie ein Schwamm aufsaugen.  
Ich versuche krampfhaft,  
Alles festzuhalten.  
Alle Erinnerungen so lebhaft zu behalten,  
Als wären sie nie zu Ende gegangen.  
Ich trauere Momenten nach  
Noch während sie passieren.  
Obwohl ich doch eigentlich glücklich sein sollte.  
Und die Zeit genießen sollte.  
Aber ich renne von einem Moment  
Zum nächsten,  
Versuche alles aufzusaugen,  
Alles zu erleben.  
Dabei habe ich so Angst vor dem Ende,  
Dass ich das Dazwischen  
Überhaupt nicht genießen kann.  
Aber so sehr ich es auch versuche,  
Ich kann nicht aufhören zu rennen.  
Ich kann nur versuchen,

Während dem Laufen  
Alles an mich zu reißen,  
Was ich in die Finger bekomme.  
Und ich klammere mich daran.  
Habe ständig Angst,  
Etwas fallen und  
Auf der Strecke  
liegen zu lassen.  
Aber was mache ich  
Mit meiner ganzen Sammlung?  
Wann kann ich stehen bleiben  
Und sie mir anschauen?  
Wann kann ich sie endlich genießen,  
Wenn ich doch ständig nur renne?

# *Geige und Stimme*

AMELIE WAGNER

Der Rauch seiner Zigarette verblasste. Er drückte sie auf dem alten Holz aus, und zündete sich gleich noch eine an. Lange stand er so da, blickte aus dem offenen Fenster seines Erkers und atmete die kühle Nachtluft ein. So stand er jeden Abend da. Genau um 22.31 Uhr. Bis die letzte geraucht war. Dann geht er.

Er stieg über Haufen von beschriebenen Noten-Blättern und alten Zigarrenstummeln, die überall in seinem Zimmer verteilt lagen, weiter zu seiner Kommode. Sein Blick streifte über die Bilder. Da war er. Sieben Jahre alt. Mit seiner ersten Geige in der Hand. Inklusiv Zahnlücke. Und daneben? Er schluckte. Minutenlang stand er da und schaute es an.

Seine Hand schoss vor, haute das Bild in die nächstbeste Schublade, schloss sie abrupt und lief in die andere Ecke seines Zimmers. Was wollte er überhaupt bei dieser dämlichen Kommode? Wütend schloss er seinen Geigenkoffer auf. Wo ist denn nur dieser verdammte Bogen? Im Koffer jedenfalls nicht. Er schnaubte, hockte sich hin, und warf einen Blick unter sein verstaubtes Ledersofa. Das Einzige, was er sah, waren alte Zigarettenschachteln, eine kaputte Lampe und sein alter Bogen, den er vor ein paar Wochen aus Jähzorn zerbrochen hatte. Der Mann stand auf, ging zur Kommode zurück und schob die Schublade, die er vorhin zugeknallt hatte, wieder auf. Neben dem Bild lag der Bogen. Er schnaubte und schnappte sich den Bogen, jedoch wanderte sein Blick wieder zu dem Bild. Wie klein er auf dem Bild doch war ... Er erschauerte, und machte die Kommode wieder zu, dieses Mal jedoch sanfter, und nahm seine Geige in die Hand. Mit geschlossenen Armen setzte er den Bogen an, und fing an zu spielen. Leise, langsam, sanft. Doch dann veränderte sich die Atmosphäre. „Maxime!“ Diese Stimme kannte er nur zu gut. Sie kam immer, wenn er Geige spielte. Maxime schüttelte den Kopf und spielte schneller.

„Maxime!“ Die Stimmer donnerte. Er verengte seine Augen. Nein! Dieses Mal wirst du mir keinen Strich durch die Rechnung machen Vater! Seine Finger flogen über die Seiten. Immer schneller. Immer weiter. Immer stärker. „Maxime!“ Die Stimme seines Vaters dröhnte durch den ganzen Raum. „NEIN“, schrie Maxime, und spielte noch schneller. Seine Finger verkrampften sich. Doch er hörte nicht auf. Er durfte nicht aufhören. Niemals. Ein Schrei löste sich aus seiner Kehle, der Bogen flog durch die Wohnung. Mit zerzausten Haaren stand er in der Mitte des Raums. In der rechten Hand seine Geige. Er atmete. Dann umfasste er seine Geige mit beiden Händen und schmetterte sie auf den Boden. Einmal. Zweimal. Dreimal. Bis sie Kleinholz war. Doch währenddessen war er ganz still. Die Stimme war fort. Tränen flossen aus seinen Augen. Es war vorbei. Der Kampf. Um die Perfektion. Um die Schnelligkeit. Und wer war daran schuld? Vater. Dem er nie genug war. Immer schneller. Nie schnell genug hat er gespielt!

Maxime legte sich neben seine kaputte Geige. Und blieb dort liegen. Bis genau 22:31 Uhr am nächsten Tage. Aber er ging nicht wie sonst um 22:31 sein Päckchen rauchen, nein! Er verließ seine Wohnung und betrat das Instrumentengeschäft nebenan. Er schaute sich um, und sein Blick blieb hängen an einem Flügel. Wunderschön schwarz. Glänzend. So wie seine Seele. Die nun befreit war.

# *grundlos.*

LARA WIESER

Die Wellen meines Gedankenmeeres schlagen über mir zusammen.

Reißen mich in die unendliche Leere des Nass.

Stille Wasser sind am tiefsten.

Lüge.

Mein Ozean stürmt, zertrümmert, zerstört, saugt mich ein.

Lässt mich nicht los.

Ich sinke immer tiefer, immer weiter in den Sog des unbekanntenen Dunkels hinein.

Um mich herum sehe ich Schatten alter Gegenstände, die mir vor Ewigkeiten mal etwas bedeutet haben. Mir ein Gefühl von Wärme vermittelt haben.

Mir gezeigt haben, was Zuhause bedeutet.

Mein Kuscheltier, das Alpträume verschlang.

Mein Notizbuch, das schlechte Gedanken verschlang.

Mein MP3-Player, der die Stille verschlang.

Für andere wertlos.

Für mich alles.

Früher jedenfalls.

Ich habe doch alles, was das Herz begehrt. Mir kann es nicht schlecht gehen.

Trotzdem ertrinke ich nun neben all diesen Dingen.

Sie könnten mein Anker sein.

Mein Fels in der Brandung.

Doch ein Fels sinkt schneller als ein menschlicher Körper.

Drückt nach unten.

Zerschmettert.

Es ist viel einfacher, dem Sog zu folgen, als gegen ihn anzukämpfen.

Früher hätte ich es vielleicht getan.

Heute ist es egal.

Wozu auch? Wenn ich doch gelernt habe, dass alles sowieso nur von vorne beginnen würde.

Trotzdem versuche ich verzweifelt nach Luft zu ringen, doch statt sich mit dem rettenden Sauerstoff zu füllen, spüre ich Wasser in meine Lunge fließen.

Es schmeckt genauso bitter wie erwartet.

Es macht mich noch schwerer.

Doch ich fühle keinen Schmerz.

Nur Leere.

Noch immer sinkt mein Körper hilflos gen Grund.

Anfangs hätte ich mich vielleicht noch ohne Hilfe nach oben kämpfen können.

Etwas später vielleicht mit einem Gegenstand.

Doch nun umgibt mich nur noch dunkles Nichts. Ein endloses, kaltes Nichts.

Meine Lunge brennt vom Wasser.

Meine Augen brennen vom Salz längst vergessener Tränen.

Bald ist es vorbei. Bald werden ich und das Wasser eins sein.

Ich lächle schwach in mich hinein.

Stille.

Ob ich jemandem fehlen werde?

Nein.

Denn dann wäre mir jemand in die Tiefe gefolgt.

Stattdessen starren sie mir mit hämisch grinsenden Fratzen hinterher.

Denn sie haben es geschafft.

Sie haben mich gebrochen.

Mich gedrängt.

Immer weiter an den Rand der Klippe.

Bis zum Fall.

Sie haben ja nichts getan.

Trotzdem wäre ich ohne sie nie gestürzt.

Müsste ich nicht gerade deswegen nicht untergehen?

Um ihnen das Gegenteil zu beweisen?

Doch dafür ist es nun zu spät.

Eine letzte Luftblase.

Ein letztes verzweifertes nach oben Greifen.

Doch wo ist oben? Wo ist unten?

Orientierungslosigkeit.

Keine Luft.

Zu viel Nass.

Erdrückende Schwärze.

Nichts.



## *Danksagung*

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die **TEXTE. Preis für junge Literatur 2025** erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge), und den unterstützenden Wiener Bezirken:

Bildungsdirektionen der Bundesländer	1., Innere Stadt
Bundesministerium für Wohnen, Kunst, Kultur, Medien und Sport	2., Leopoldstadt
DATUM	3., Landstraße
DeIFabro	4., Wieden
KiJuKU	5., Margareten
Kulturland Niederösterreich	7., Neubau
Landesjugendreferat Burgenland	8., Josefstadt
Literarmechana	9., Alsergrund
Literaturmuseum Wien	10., Favoriten
Schweizer Botschaft	11., Simmering
Schauspielhaus Wien	13., Hietzing
Schauspielhaus Zürich	14., Penzing
Stadt Wien Büchereien	15., Fünfhaus
Stadt Wien Kultur	16., Ottakring
	17., Hernals
	18., Währing
	19., Döbling
	21., Floridsdorf
	23., Liesing

Informationen zu **TEXTE. Preis für junge Literatur:**

[www.texte.wien](http://www.texte.wien)



# TEXTE

*Preis für junge Literatur*

350 Einreichungen bildeten das Fundament für den Erfolg von **TEXTE. Preis für junge Literatur 2025**. Vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, hat der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren im Laufe der letzten 14 Jahre einen internationalen Status erreicht, der belegt, wie notwendig diese Plattform ist.

Das Thema 2025 lautete:

## *Tempo*

Die dreiundzwanzig besten Texte 2025  
stammen aus der Feder von:

ARDA AKSOY	ANNABELL MATTES	ANNA RAUCH
JULIA BOHRER	MIHAJLO MILOVANOVIC	LEONARD REICHMANN
SARA ČOŠABIĆ	ANASTASIA NESTOROVIC	OSCAR SCHACHERMAYER
FELIX DENK	YULIJA OBUKHIVSKA	THERESA SCHMEROLD
GERHARD FREISINGER	FRANZISKA PAYR	MARIE SEKIRA-PHILIPPE
LISA HARTWEGER	PHILIP PECORARO	AMELIE WAGNER
MORITZ HEIDOBLER	LILLY POSTMANN	LARA WIESER
BRUNA KAROLYI	MERLIND RAIBLE	